H. g. hum. 444 d

<36610322320013
7
<36610322320013
Bayer. Staatsbibliothek

Ideen

zur

Geschichte des großen Ganges der Cultur und der Menschheit in der Welt.

Von

D. J. G. Heynig.

Zwickau
bei Friedrich Schumann
1803.

H. g. hum. 444 d

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G 84/2716

Vorrede.

Daß es schwer sey, Ideen und Beiträge zur Geschichte der Menschheit und ihrer Cultur zu schreiben, dieß ist dem Verfasser niemahls entgangen, und am wenigsten bei der Darstellung vorliegender Untersuchungen. Allein dessen ungeachtet hat sich der Verfasser nicht überzeugen können, daß die hier gelieferten Ideen nichts zur Geschichte der Menschheit beitragen, oder nichts in diesem großen Punct aufklären sollten. Mag das Publikum diese Arbeit prüfen, und über den Werth oder Unwerth derselben urtheilen. Dieß wird die Ueberzeugung des Verfassers am besten und geschwindesten bestimmen, und im Fall,

wenn diese Beiträge zur Menschheitsgeschichte Werth haben, ihn zur Fortsetzung derselben ermuntern. Mehr kann das Publikum der Leser und der Recensenten von einem gewissenhaften Schriftsteller nicht verlangen.

Noch muß der Verfasser erinnern, theils, daß die in diesen Ideen hin und wieder vorkommenden historischen Facta aus guten Quellen genommen, theils, daß die beiden Aufsätze in dieser Sammlung: Asia, und Grundlegung zur Geschichte der Menschheit, bereits in's Dänische übersetzt worden sind, und zwar von dem bekannten Professor Rahbek in Kopenhagen.

Daß endlich die folgenden Aufsätze einen gewissen innern Zusammenhang unter einander haben, da sich alle auf Cultur und den Gang derselben beziehen, dieß bedarf kaum des Erinnerns; denn es erhellet schon aus der bloßen Inhaltsanzeige.

Inhalt.

S.

1) Abriß einer Geschichte des Militärs in Europa. 1

2) Homer. 54

3) Kurze Geschichte aller epidemischen Uebel, mit besonderer Hinsicht auf Deutschland. 98

4) Die neuern Revoluzionen im Seehandel und in der Seeherrschaft. 125

5) Idee einer reinen kritischen Weltgeschichte. 147

6) Fragmente aus der Geschichte, besonders aus der Orientalischen, nebst einigen Reflexionen darüber. 188

S.

7) Asia. 129

8) Europa. 243

9) Grundlegung zu einer Geschichte der Menschheit. 272

10) Die kurze Dauer der so genannten golderen Zeitalter und blühenden Perioden der Völker. 305

Einleitung.

Die Menschen sind den Thieren entgegen gesetzt, und die Thiere den Pflanzen. Die Pflanzen vegetiren, die Thiere brutalisiren, die Menschen humanisiren. Im Brutalisiren der Thiere besteht die Thierheit, wie im Humanisiren der Menschen die Menschheit. Es kann also nur in doppelter Hinsicht Menschheit, oder auch eine Menschheit auf der Welt geben. Einmahl, wiefern sich die Menschen und die Völker über die Thiere und die Thierrassen erheben, dadurch, daß sie sich cultiviren, und zu

mancherlei Erfahrungen und Einsichten, zu Künsten und Wissenschaften gelangen. Anderns, wiefern die Menschen nach Vernunft und Gewissen leben und handeln, d. h. wiefern sie gerecht und moralisch sind, und sich wechselseitig weder durch Wort noch durch That beeinträchtigen. In dieser letztern Hinsicht sollte es eigentlich blos eine Menschheit geben, und nie eine andere Bestimmung von dem, was man Menschheit nennt, gelten, als folgende:

„Sie ist das Resultat aller Gesinnungen
„und Handlungen, die mit Vernunft
„und Gewissen, mit Moralität und Re-
„ligiosität übereinstimmen;

oder auch

„Sie ist das Resultat von der Befol-
„gung jenes himmlischen Grundsatzes:
„Was du nicht willst, daß dir Andere
„thun sollen, das thue ihnen auch nicht;

„und was du willst, daß Andere dir „thun sollen, das thue ihnen ebenfalls.

Diese Erklärung des großen Begriffs der Menschheit bezieht sich auf ganze Völker und Staaten so gut, wie auf jedes Individuum derselben. Der Mensch soll seine Menschheit darin zeigen, daß er keinem seiner Nebenmenschen unter der Sonne Unrecht thut; und der Staat, oder das Volk soll seine Menschheit ebenfalls dadurch zu Tag legen, daß allen andern Völkern und Staaten des Erdbodens von ihm so begegnet wird, wie diese, nach jenem Grundsatz des Rechts und der Gerechtigkeit, ihm auch begegnen sollen.

Was nützt alle Cultur und Aufklärung, was nützen alle Künste und Wissenschaften, was hilft aller Körperputz und Luxus, was helfen alle Moden und Erfindungen, was nützt aller Reichthum und Glanz, was nützen alle schönen

Worte und Gedanken, was hilft das alles dem Menschen und den Menschen, wenn Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, wenn Moralität und Religiosität fehlen? Wo dieses fehlt, fehlt alles, wo dieses ist, ist alles.

Doch da wird noch lange vieles, sehr vieles auf der Welt fehlen; denn die Menschheit, in diesem Sinn genommen, besteht mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit. Es soll erst, es soll immer die Menschheit unter dem Himmel gebildet, und die Vernunft mit dem Recht zur Herrschaft erhoben werden, aber es geht damit äußerst langsam, und das große Problem läßt sich noch auf keine Art und in keiner Zone des Erdereises befriedigend auflösen. Die Menschheit, wiefern sie nach der Lehre des göttlichen Jesus, durch die allgemeine Beobachtung des Sittengesetzes: „Was du willst, daß dir Andere thun sollen, das thue ihnen auch“ — zu Stand

kommt, scheint blos ein Ideal zu seyn, das von höhern Regionen, wie eine Sonne, der Erde, leuchtet, und unter den Menscheu die Hoffnung der Annährung zu einer moralischen Weltordnung erhält. — Wie der Wechsel der Nacht und des Tages die Idee eines Tages veranlaßt, wo keine Nacht mehr seyn wird; wie der Wechsel der Jahreszeiten, des Sommers und des Winters, die Idee eines ewigen Frühlings veranlaßt; eben so veranlaßt der Wechsel der Barbarei und der Cultur, des Aberglaubens und der Aufklärung die Idee eines Zustandes, wo Moralität und Religiosität herrschen, wo Recht und Gerechtigkeit im Schwang gehen, und wo der Sinn für Menschheit und Tugend das wahre Glück eines jeden begründet. Gewiß nähert sich auch, wenn die Zeit erfüllt ist, das Menschengeschlecht einer solchen steten Periode, wo das Aeußere und das Innere, wo Geist, Natur und Schicksal in Harmonie mit einander

stehen. Gewiß wird's besser werden und alles sich glücklich enden; so gewiß es einen Gott giebt, einen Gott, der den Lauf der Welt bestimmt, und das geheimnißvolle Getriebe der Menschheit leitet, dem die Finsternisse der Nächte nichts verheimlichen, und die Tiefen der Meere nichts verbergen, dem die Gräber des Todes offen stehen, und die Verwesung nichts verdirbt, was zum höhern Leben gehört.

Wundern muß man sich über die, welche die Menschheit weder aus einem Zustand der Cultur und der Aufklärung, noch der Moralität und der Religiosität hervorgehen lassen, indem sie glauben, daß Menschen schon Menschen sind, wiefern sie eine menschliche Form tragen, und daß es Menschheit auf der Erde giebt, wiefern Menschen und Völker darauf leben. Auf die Form, auf das Aeußere kommt wenig, oder nichts an, sondern alles ist hier vom Innern ab-

hängig. Die bloße menschliche Form macht noch keinen zum Menschen, dadurch kann sich keiner als Mensch legitimiren, wenn er nicht zugleich menschlich, oder vernünftig denkt und handelt. Ja es könnte ein Geschöpf die Gestalt eines Engels haben, aber dabei nicht wie ein Engel, oder nur wie ein vernünftiger Mensch, sondern wie ein Thier, sich benehmen, so wäre es doch kein Engel, sondern ein Thier, eine Bestie. Und jeder Mensch ohne alle Ausnahme, der wie ein Thier lebt, der ist auch ein Thier, weil nichts in den Stand der Menschheit erhebt, als eine gute, vernünftige und gerechte Lebensweise. Kann man anders lehren? Kann man Thiere und Bestien in Menschenform als Menschen, als vernünftige Wesen anerkennen? Oder darf man sich herab stimmen, und der entarteten Sinnlichkeit der Menschen vollends zum Triumph über alles Höhere verhelfen?

Eben so muß man sich auch über die wundern, welche die Menschheit in einer gewissen Klugheit und Politik bestehen lassen, und sich und andere für rechte Menschen halten, wenn sie klug und politisch erscheinen. Wie irrig und einseitig! Alle Klugheit, Schlauheit, Verschlossenheit, Verstellung, Heuchelei, Arglist, Tücke, Gewandtheit in Benutzung irdischer Vortheile, kurz, alle Politik und Raffinerie führt nicht zur Menschheit und zu ihrer Mitgenossenschaft. Alle diese und andere Eigenschaften, die man gewöhnlich an politischen Leuten findet, und die man als Tugenden preißt, besitzen auch die Thiere und die Bestien, und zwar öfters noch in weit höhern Graden, als die größten Politiker. Die Eigenschaften und Tugenden der Thiere schicken sich aber nicht für die Menschen, diese sollen sich über alle Thiere und Bestien weit erheben, und nicht klug, schlau, listig, tückisch, boßhaft, rachsüch-

tig und grausam seyn, sondern moralisch und religiös, gerecht und billig, edel und großmüthig. Den Menschentugenden müssen alle Thiertugenden untergeordnet seyn, wie die Thiere den Menschen untergeordnet sind, und wo dieß der Fall im Einzelnen und im Ganzen nicht ist, da giebt's auch keine wahre Menschheit. Alle, die sich nicht schon deßwegen für Menschen halten, weil sie aufrecht gehen, und einen Kopf mit Händen und Füßen haben, alle, die selbst der größten Kenntniß und Erfahrung in den Künsten der so genannten Politik noch keine Ansprüche auf die Würde der Menschheit gestatten, sondern die Menschheit in etwas Höherm und Edlerem setzen, und unablässig streben, die Anlage zur Menschheit in sich nach Vermögen auszubilden, alle diese werden mit mir einstimmig denken, und die nämliche Ansicht von der Menschheit auffassen, die ich hier

aufzufassen versucht habe. Mögen diese Blätter zu einer früher oder später möglich werdenden Geschichte der Menschheit gebraucht werden! Hier erscheint alles noch als Idee unter Ideen zum Beginn einer solchen Geschichte.

A b r i ß
einer
Geschichte des Militärs in Europa.

Im einfachen, kunstlosen Zustand der Völker, den Viele den Stand der Natur, und der Barbarey nennen, ist jeder Mann Soldat, ist jeder, der erwachsen und waffenfähig ist, verpflichtet, so oft sich die Gelegenheit darbiethet, mit in's Feld zu ziehen. Im Kriegführen besteht die ganze Kunst und Wissenschaft aller uncultivirten Völker; und die Kriege derselben sind recht eigentlich Nationalkriege oder Völkerkriege zu nennen, eben weil sich Nationen in Waffen erheben, und mit ihrer Gesammtmacht wider einander streiten. Daher rührt es auch, daß dergleichen Kriege so blutig, so grausam und hartnäckig sind, und öfters mit dem Untergang ganzer Völkerstämme sich endigen.

So war es einst in ganz Europa, selbst im Griechischen und Römischen Alterthum. So blieb es auch in Europa sehr lange, und noch fast im ganzen Mittelalter. Zwar wurde in, mit und durch die Völkerwanderung, durch diese beispiellose Revoluzion, der einfache rohe Staatszustand der Europäischen Völker größtentheils zerstöhrt; zwar errichteten die mächtigen Franken in Europa's Mitte eine ungeheuere Universalmonarchie, die nach dem Muster der Römischen sich bildete; allein dadurch wurden Anfangs gar keine, und in der Folge nur wenige Veränderungen in Absicht auf Kriegszustand und Soldatenwesen gestiftet. Das Lehnssystem, das an die Stelle des alten Natur- und Freyheitssystems getreten war, wirkte auf die Form des Kriegführens nur wenig, und es blieb in der Periode der Merovinger wie in der Periode der Carolinger, und wie noch lange hernach beim Alten, daß jeder vollbürtige Mann zum Krieg und Kriegsdienste für verbunden gehalten wurde.

Dies konnte auch nicht anders seyn. Vor den Zeiten der Fränkischen Monarchie gab's in

Deutschland und in den meisten Ländern von Europa nur Dorfschaften, Hütten und Meyerhöfe, deren Besitzer einander ziemlich gleich waren, und in Beziehung auf's Ganze, oder auf den Staat einerlei Werth und Pflicht hatten. In den Zeiten der Fränkischen Monarchie hingegen und beim Aufkommen des Lehnssystems erhoben sich allenthalben Schlösser, Burgen und Klöster, und die Dörfer und die Ortschaften geriethen in ein abhängiges Verhältniß. Die Franken machten der Freiheit und dem einfachen Staatszustand der meisten Europäischen Völker ein Ende, und verwandelten ihre Länder in Provinzen, die im Ganzen und im Einzelnen tapfern, verdienten und vornehmen Männern, oder Edelleuten, Grafen und Herzogen, zum Theil auch Klöstern und Geistlichen, zur Lehn gegeben wurden. Jeder Herr eines Lehns erhöhete nach und nach seine Wohnung zu einem Schloß, zu einer kleinen Vestung, um über die Bauern in seinen Ländereien besser herrschen, und zugleich gegen die Angriffe und Streifereien benachbarter Lehnbesitzer und Edelleute sich mehr verwahren zu können. Kurz, zu den Zeiten der Carolinger

und der Merovinger gab es in den Ländern und Reichen nur Könige und Unterthanen, höhere und niedere Vasallen, Edelleute und Bauern, Klöster, Schlösser und Dörfer mit Hütten, deren Bewohner dem Adel wie Eigenthum gehörten, und nach und nach elende Sclaven und Leibeigene wurden. Seit dem zehnten Jahrhundert findet sich daher fast in ganz Europa eine Art von allgemeiner Sclaverei, wo diejenigen, welche keine Edeln waren, Knechte werden mußten. — Bey einer solchen Lage der Dinge, wo es nun Herren und Unterthanen, Vasallen und Leibeigene gab, konnte es nicht anders kommen, als daß im Krieg alles mit zu Feld zog, und bey den Heeren diente. Das jedesmahlige Aufgebot erging von oben herab oder vom König an seine höhern und niedern Vasalley, und diese stellten alle ihre Leute, oder Sclaven, und trieben sie, wie Thiere, zu den Schlachten. Wo noch keine eigentliche Cultur herrscht, wo noch keine Städte mit freien Bürgern sich finden, und wo nur Herren und Sclaven angetroffen werden, da ist jeder Soldat, und alles bis auf die Wenigen, welchen die Aufsicht auf den Bau der Ländereien übertra-

gen wird, muß dem Heerbann folgen. Auch späterhin geschah dieß noch. Als z. B. Ludwig der Sechste durch die Plane und Unternehmungen Heinrichs des Ersten sehr beunruhigt und bedrängt wurde, überdieß der mit dem König von England in ein Bündniß getretene Kaiser, Heinrich der Fünfte in Frankreich einfiel, und dabei gefährliche Erklärungen ausgehen ließ; so begann ein allgemeines Waffenaufgebot in Frankreich. In Masse erhoben sich die Franzosen von einem Ende des Reichs bis zum andern, und mehr als 200,000 versammelten sich zur Fahne ihres Königs, und zum heiligen Oriflamme, um sich zugleich des Beistandes ihres allgemeinen Schutzheiligen zu versichern. Dieß setzte den deutschen Kaiser so sehr in Furcht und Schrecken, daß er sein Vorhaben aufgab, und aus Frankreichs Provinzen eilte.

Diese Ordnung der Dinge, wo jeder Soldat seyn mußte, änderte sich im Lauf der Jahrhunderte, besonders um die Zeiten der Kreuzzüge allmählig ab, dadurch, daß sich neben dem Adel ein mächtiger Clerus bildete, der

mehr von den Päbsten, als von den Königen der Länder abhieng; dadurch, daß wegen des Uebermuths des Adels die Könige viele Leibeigene in Freiheit setzten, ihnen und ihren Wohnörtern besondere Privilegien ertheilten, und so den Grund zum Bürgerstand legten; dadurch, daß durch Handel und Verkehr reiche und große Städte entstanden; dadurch, daß Künste und Wissenschaften aufkeimten, und alle die, welche sich darin hervorthaten, den Adelichen gleich setzten; dadurch, daß die Länder mit Menschen mehr angefüllt und zum Theil überfüllt wurden; dadurch, daß eine bessere Rechts- und Polizeiverfassung die allgemeine Barbarei mehr zu dämpfen anfing, und der unbändige Adel je länger je stärker in gewisse Schranken gebracht wurde; dadurch, daß sich das Ritterwesen mehr vervollkommenerte, und ganze Kriegsorden auftraten — Diese und andere Erscheinungen, die nach und nach in Europa herrschend geworden waren, äußerten auf die Form des Krieges und auf die Mittel, ihn zu führen, einen großen Einfluß. Itzt zog nicht alles mit in den Krieg, itzt war nicht jeder Mann, Soldat, und der Heerbann oder

das allgemeine Aufgebot ward im beschränktern Sinn genommen. Geistliche und Gelehrte, Künstler und Kaufleute, Handwerker u. d. gl. waren von der unmittelbaren, zum Theil auch von aller Verpflichtung zum Krieg befreit; daher meist nur Ritter, Adel und ihre Unterhabenden die Armeen und die Lager bildeten.

In der Folge änderte sich die alte Sitte, daß Jeder Soldat war, noch mehr, am meisten seit den Kreuzzügen. Diese Kreuzzüge veranlaßten eine ganze Revoluzion durch Europa, und brachten alles in Gährung und Bewegung; die Nationen vermischten sich mehr unter einander und mit einander, und es entstand ein allgemeiner Hang, zu reisen, sich in der Welt umzusehen, und herumzuschweifen. Die Zahl der müßigen, der liederlichen und unruhigen Menschen vermehrte sich seitdem gewaltig, und Banden, Räuberhorden und Freibeuter gab's seit dieser Stöhrung der Ordnung von Europa fast in allen Ländern, so daß itzt die Menschheit mit einem neuen erschrecklichen Uebel geplagt wurde, das nach und nach sich noch weiter entwickelte. Denn da des Kriegens und des

Mordens im Mittelalter kein Ende war, und die Vasallen der Könige nicht immer auf jeden Wink in's Feld rücken, oder zu jeder kriegerischen Unternehmung sich gleich gebrauchen lassen wollten; die Könige aber ihre Einkünfte und Kräfte in eben dem Grad vermehrten, in welchem Handel, Gewerbe und bürgerliche Handthierung sich erweiterten; so dingten und mietheten sie sich für Geld Leute zu ihren Kriegen und Unternehmungen. So machte es z. B. Heinrich der Zweite, König von England. Bei der allgemeinen Verbindung wider ihn, nahm er alle Leute in Sold, die sich ihm darboten, ohne zu fragen, ob sie aus zusammen gelaufenem Gesindel und Räubergeschmeiß befanden. Weil die meisten von diesen Söldnern Heinrichs des Zweiten aus dem übervölkerten Brabant kamen; so nannte man sie in Frankreich, wie alle Rotten von ihrer Art, Brabanssons, oder auch Cotterraux von ihren großen Messern, auch Routiers, welche Benennung entweder auf ihre rottenmäßige Verfassung, oder auf herumstreifende Reuter sich bezieht. Nach geendigtem Krieg fielen sie aber Frankreich, wo sie

Heinrich der Zweite gebraucht hatte, sehr zur Last, trieben, da sie nicht mehr im Sold standen, und unbeschäftigt waren, Räuberei, und erfüllten alles mit Unsicherheit und Ungemach. Um sich zu retten und zu helfen, verbanden sich z. B. die Einwohner von Berry im Jahr 1183, und erschlugen über 7000 von solchen unglücklichen abgedankten Soldaten oder Brabanssons. Philipp der Zweite machte es, wie der gedachte König von England und nahm Franzosen und Ausländer in Sold, um seine Vasallen nicht lange um ihre Dienste ersuchen zu dürfen; und sie durch eine immer um sich habende Miliz etwas geschmeidiger zu machen. So entstanden die Miethtruppen, oder die Söldner, und die eigentlichen Soldaten.

Da aber dergleichen Söldner noch keine stehende Miliz waren, sondern gewöhnlich beym Ende der Kriege abgedankt wurden; so stifteten die Könige dadurch für ganze Völker und Länder, selbst für ihre eigenen, ein bisher unerhörtes Uebel, und Rauben, Brandschatzen, Plündern, Verheeren, Schänden,

Morden, wurden nunmehr zu perpetuirenden Erscheinungen, die im Krieg und nach dem Krieg fortdauerten, und die armen Menschen quälten und peinigten. Als bei der Schlacht bei Poitiers und der Gefangennehmung Johann des Guten ein Waffenstillstand im Jahr 1357 zwischen England und Frankreich geschlossen wurde; so diente dieß dem letztern Reich zu keiner Erleichterung und Erhohlung; denn die abgedankten Soldaten durchstrichen das ganze Land, und betrugen sich als die ärgsten Räuber von allen, wobei sie bereit waren, jeder Parthei und jedem Großen zu dienen, der ihnen nur Brod und Beute geben konnte. Zwischen den Häusern von Navarra und Valois ging zwar der Krieg immer fort; allein diese konnten nicht so vielen Händen Beschäftigung geben, als ihrer müssig waren. Die übrigen rotteten sich zusammen, und brandschatzten alles offene Land, selbst bis an die Thore der damaligen päbstlichen Residenz, Avignon, wo Innocenz der Sechste sich aufhielt, der sich gleichfalls loskaufen mußte. — Diese neue Noth wegen der abgedankten Soldaten drückte aber

nicht blos Frankreich, sondern auch Italien, zum Theil Deutschland und andere Länder auf die besorglichste Weise, und man wußte kein Mittel dagegen, als die, welche Verzweiflung an die Hand gab, und in dem grausamen Niedermetzeln und gewaltsamen Ausrotten der abgedankten Soldaten bestand.

In der Folge nahm diese schreckliche Menschen- und Länderplage immer noch mehr zu, weil die Kriege von einem kurzen Waffenstillstand bis zum andern fortwütheten, und die Kriegsheere der Könige je länger je größer und zahlreicher wurden, um einander desto mehr Schaden und Verderben stiften, und vielleicht völlig zu Grund richten zu können. Der Anwachs der abgedankten und herumstreifenden Soldaten, die sich für unabhängig hielten, und ihren Unterhalt durch das Schwerdt sich verschafften, mußte nothwendig in eben dem Grad zunehmen, in welchem die Armeen zahlreicher, und die Kriege ausgebreiteter wurden. Dieß war z. B. der traurige Fall nach dem bekannten Bretignyschen Vergleich zwischen Frankreich und England. Die hierauf

abgedankten Soldaten, welche meist in englischen Diensten gestanden hatten, verwüsteten, 16,000 Mann stark, die schönsten Provinzen von Frankreich, vorzüglich Champagne und Burgund. Sie bestanden meist aus Deutschen, Brabantern, Gasconiern und Franzosen, und da sie alle geübte Soldaten waren; so waren sie selbst den wider sie ausgeschickten Truppen weit überlegen, und gewannen öfters die größten Schlachten. Bei Brignons an der Rhone fiel im Jahr 1361 eine solche Schlacht zwischen abgedankten Soldaten und einem königlichfranzösischen Kriegsheer vor, das Jacob von Bourbon wider sie anführte. Allein er sowohl als sein Sohn wurde beim Gefecht mit ihnen geschlagen, und tödtlich verwundet. Nach diesem Sieg verstärkten sich die Freibeuter und Aufrührer noch mehr. Daher theilten sie sich in zwei Haufen, und stifteten beispielloses Ungemach in Frankreich und in den benachbarten Ländern, bis viele von ihnen in den ausgebrochenen Italienischen Kriegen und Händeln gebraucht wurden. Die Befehlshaber dieser räuberischen Soldaten fingen an, bedeutende Rollen zu spie-

len, als Besitzer von eroberten Vestungen und Städten machten sie sich wichtig, und erhielten oft starke Geldsummen für die Wiederauslieferung derselben.

Unter Carl dem Fünften, oder dem Weisen stieg das Uebel mit den abgedankten Soldaten bis auf's Höchste. Carl gerieth dadurch in große Bedrängniß, da er den Fortgang dieser von der Noth gedrungenen Räuber mit Kummer und Unwillen ansah, und gleichwohl außer Stand war, sich und seine Unterthanen von diesem Unglück zu befreien. Endlich wandte sich Carl an den berühmten Bertrand dü Guesclin, daß er ihn von dieser verderblichen Landesplage befreien sollte, weil sich eben eine Gelegenheit zu einem Feldzug in Spanien darboth. Dü Guesclin besprach sich hierauf mit einigen der Oberhäupter dieser Freicompagnien, wie sie sich nannten, und that ihnen den Vorschlag, sie wider den reichen König von Castilien, und nachmals wider die Mohren in Spanien zu führen. Zugleich versprach ihnen Dü Guesclin, daß sie eine Summe Geldes von Carln erhalten,

und mit ihm einen Besuch beim Pabst, der sie vergeblich in den Bann gethan hatte, ablegen sollten. „Ihr und ich, sagte er, wir haben genug gethan, um unsere Seelen verdammen zu lassen; ihr könnt euch sogar rühmen, es ärger gemacht zu haben, als ich; wir wollen Gott die Ehre geben, und den Teufel fahren lassen." — Diese kriegerische Beredtsamkeit und die Anträge des Dü Guesclin gefielen ihnen. Fünf und dreißig ihrer vornehmsten Befehlshaber nahmen eine Einladung vom König Carl an, und begaben sich nach Paris, wo sie prächtig bewirthet wurden, und von ihm 200,000 Franken zu Bestreitung ihres Zugs erhielten. Dü Guesclin führte darauf die Freibeuter, welche eine Armee von 30,000 Mann ausmachten, bei Avignon vorbei, wo sie vom Pabst 200,000 Gulden, und Absolution für ihre Sünden begehrten. Der Pabst schickte ihnen die Hälfte der verlangten Summe, die er von den Einwohnern zu Avignon erpreßt hatte. Allein sie nahmen dieses Geld wohl an, und erklärten sich: Sie kämen nicht, um die armen Einwohner zu plündern; der Pabst und seine Prälaten sollten dieses Geld

schaffen. Der Pabst mußte sich endlich auch dazu entschließen. — In Spanien kamen die allermeisten von diesem großen Freibeutercorps um's Leben, und der Rest, der sich aber immer wieder verstärkte, diente bald England, bald Frankreich, bald den Fürsten anderer Länder, je nachdem sich eine Gelegenheit zeigte, und je nachdem die Aussichten auf Gewinn und Beute beschaffen waren.

So ging dieß in Frankreich und anderwärts fort, und die Verheerungen und Brandschazzungen der Freibeuter nahmen kein Ende. Das offene Land und die Bauern litten dabey am meisten, und es blieb ihnen kaum das elende Leben übrig; daher sie auch mehrmals in Verzweiflung geriethen, sich zusammenrotteten, und alles todtschlugen, was ihnen aufstieß. Wegen dieser allgemeinen Unsicherheit befand sich alles im fortwährenden Stand des Krieges, und Ueberfälle und Gefechte, Räubereien und Plünderungen gehörten zur Tagesordnung; die Manufacturen und Künste blieben liegen, selbst die Ländereien waren hier und da ohne

Arbeiter; kurz, das neue große Uebel der abgedankten Soldaten und Freibeuter äußerte einen verderblichen Einfluß auf alles, und die Barbarei und Zügellosigkeit, die kriegerische Anarchie und wilde Befehdungssucht des Mittelalters wurde dadurch vollends bis auf den äußersten Grad getrieben.

Wenn etwas bis zu einem gewissen Punct gestiegen ist; so folgt gewöhnlich damit eine Veränderung. Und wenn Unordnung und Ausartung alles zu zerrütten drohen; so erfolgt eine Revolution. Eben so ging's auch hier. Doch mußte erst die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts heran kommen, ehe eine Abhülfe des großen Uebels mit den Freibeutern und abgedankten Soldaten erfolgte. In Frankreich geschah dieß mit zuerst, und zwar unter Carl dem Siebenten. Als das Glück und die Herrschaft der Engländer in Frankreich durch gewöhnliche und außerordentliche Mittel, z. B. durch das Mädchen von Orleans, übern Haufen geworfen worden war; so kam es zuletzt nach großem Blutvergießen, und zwar im Jahr 1444 zu einem Waffenstillstand. So=

gleich folgte dieser Waffenruhe das gewöhnliche Uebel auf dem Fuß nach, da die abgedankten Soldaten auseinander gingen, und fast im ganzen Reich Unordnungen und Verheerungen anrichteten. Carl sann ohne Unterlaß auf Mittel, diesem unerträglichen Ungemach zu steuern, nnd gebrauchte vorerst diese abgedankten Soldaten in Deutschland, wo man sie arme Jecken oder Gecken nannte. *) Es waren darunter 8000 englische Soldaten, die neb stden andern erschrecklich in Deutschland haußten, und sich dadurch bezahlten, daß sie das Reich verheerten.

Als diese wilden Truppen nach Frankreich zurückkehrten, und mit ihnen die vorigen anarchischen Uebel und Gewaltsamkeiten; so rückte Carl herzhaft mit seinem im Stillen gemachten Entwurf hervor: die abgedankten Soldaten der bürgerlichen Gewalt zu unterwerfen, und ihrem Unwesen schlech-

*) Sie hießen eigentlich Armagnacs, welches ein anderer Name für Freibeuter war. Die Deutschen machten daraus arme Jecken, oder Gecken.

terdings ein Ende zu machen. Alle abgedankte Soldaten theilte er in zwei Haufen. Der eine bestund aus den Besten und Tapfersten unter ihnen. Diese behielt er, als eine stehende und regulirte Armee, in seinen Diensten. Der andere Haufe bestand aus solchen, die zu Manufacturen, oder zum Feldbau erzogen und tüchtig waren. Diesen verlieh er Wohnungen in den Provinzen und Städten seines Reichs. — Die ausgesuchten Truppen wurden in 15 Compagnien, jede von hundert Lanzen, abgetheilt, welche den Grund zu der nachmals berühmten Gendarmerie Franssaise abgaben. Carl errichtete auch ein Corps von 4000 Schützen, und im Jahr 1448 ein Corps von Freyschützen (Francs - Archers) die nur im Krieg dienen sollten, und mit Endigung desselben ihren Sold verlohren, aber frey von allen Abgaben waren. — Der regulirten Truppen bediente sich Carl dazu, um die Straßen von Landstreichern aller Art zu reinigen, und das Räuber- und Freibeuterwesen völlig auszurotten. Zugleich führte er eine beständige Steuer ein, und wies gehörige Einkünfte zu richtiger

Bezahlung der Truppen an, die er hielt; so wie Befehlshabern, die sie anführten, nach ihrem Rang und Verdienst, Ehrenstellen und Gnadengelder von ihm verliehen wurden. Auf solche Art blieb kein Franzos unbeschäftigt. Die stehenden Truppen mußten auf den Straßen und allenthalben recht eigentlich für die Sicherheit des Staats und der Beute sorgen; die abgedankten Soldaten bauten den Acker, oder trieben in Städten bürgerliche Handthierung; und die Fremden, oder alle, welchen diese Aenderung der Dinge nicht anstand, gingen in's Ausland.

Dieß war die größte und wichtigste That Carls des Siebenten! Dieß war eine Veränderung und Verbesserung der alten Anarchie, welche große Folgen nach sich zog! Dieß war die Grundlage, die Einleitung zu einer ganzen Revolution, die im Stillen wirkte, und die bisher die auffallendsten Erscheinungen veranlaßt hat! Denn damit begann der eigentliche Kriegsstand und Kriegsstaat in Europa. Damit begann aber auch die allmähliche Unterdrückung des mächtigen Adels, und

die Unterjochung aller andern Stände, die Unterjochung der Völker. Dieß war der erste große Schnitt zur unumschränkten Gewalt für die Könige von Frankreich. Dieß war die gute und schlimme Epoche, seit welcher die Könige je länger je mächtiger und uneingeschränkter wurden; seit welchen sie die Länder mit allen, was darin und darauf ist, immer mehr in die Gewalt brachten; seit welcher sie alle mögliche Vortheile ausschließend an sich zogen; seit welcher sie alle übrige Menschen weit unter sich stehen sahen, und sich und sie in einem Licht betrachteten, wie es in Europa nie der Fall war. Kurz, durch die neue Anordnung eines stehenden Truppencorps, die Carl der Siebente in Frankreich im Jahr 1445 vornahm, legte er den Grund zu einer Revolution, deren geringste Folgen er weder berechnete, noch vorhersah, und die selbst seinen Großen blos von ihrer kleinen Seite auffiel. Deswegen gaben sie auch ihre Einwilligung zu dieser so wichtigen Veränderung im Kriegsstaat, ohne zu bedenken, ja, vielleicht ohne zu ahnden, daß selbst die mächtigsten Grafen und Herzoge gegen einen Fürsten, der immer ein Heer in Be-

reitschaft hatte, zu schwach werden mußten. Auf solche Art war das bisherige Uebel der Freibeuter und der abgedankten Soldaten getilgt. —

Aus der neuen Einrichtung entsprangen aber nach und nach Uebel und Bedrückungen, die jene getilgten zu Boden wogen, und die fast alle Reiche in Europa verderbten und ruinirten. Es läßt sich sogar mit vielem Grund behaupten, daß die Reform, welche Carl der Siebente mit den abgedankten Soldaten vornahm, eine Hauptursache von der gegenwärtigen Revolution in Frankreich und in andern Ländern geworden ist, weil man weder Ziel noch Maaß im Soldatenhalten kannte, und in diesem Punct bis zum Aeußersten nach einander fortschritt. Die Soldaten und die ungeheuern Armeen haben Frankreich ruinirt und in die Revolution gestürzt; nicht aber die Aufklärung und die Philosophie! —

Die große Anordnung einer stehenden Miliz, diese Revolution im Kriegsstaat, welche Carl der Siebente in Frankreich glücklich durchsetzte, reitzte bald die Aufmerksamkeit des Aus-

landes, und kaum war ein halbes Säculum verflossen; so wurde diese französische Einrichtung in fast allen Staaten von Europa nachgemacht. Denn man mochte wohl in kurzen einige Vortheile davon gewahr werden, und einsehen, wozu stehende Heere führen und dienen könnten. Da nun noch überdieß um jene Zeiten der Gebrauch des Pulvers oder des Geschützes allgemeiner in Gang kam; so veränderte sich allmählig durch diese zwey großen Dinge die ganze bisherige Art und Weise, zu kriegen und zu streiten, und es näherte sich alles den militärischen Einrichtungen der neuern Zeiten. — In Deutschland war es der Kaiser Maximilian, der eine Reform in dem entarteten Kriegswesen vornahm, und stehende Truppen einführte, um der allgemeinen Freibeuterei und unruhigen Fehdesucht ein Ende machen zu helfen, da die abgedankten Soldaten auch in Deutschland vorzüglich mit Schuld daran waren, daß selbst nach Waffenstillständen und Friedensschlüssen die Quaalen und die Uebel des Krieges fortwährten.

Daß aber die ersten stehenden Armeen noch nicht so organisirt und disciplinirt waren, wie

gegenwärtig, und im Grund nur eine Art davon, nur der angeordnete Stoff dazu waren, dieß kann man sich leicht vorstellen. Alles bildet sich nur allmählich. Von den unordentlichen Kriegsschaaren, welchen aus hohen und niedern Vasallen und deren Knechten bestanden, bis zu den jetzigen französischen und preussischen Kriegsheeren war ein großer Schritt, und es gehörte viele Zeit und Mühe dazu, um dahin zu gelangen, um es zu einiger Vollkommenheit und Regelmäßigkeit im Kriegsstaat, oder Kriegswesen zu bringen. — Erst im 17ten Jahrhundert erhielten die Armeen und die Kriegseinrichtungen mehr Bildung und Ordnung, weil es da Gewohnheit wurde, Kriegsbefehlshaber, oder überhaupt Offiziere zu ernennen.

Im ganzen Mittelalter war es um Folgsamkeit und Gehorsam unter den Kriegsleuten, besonders den Deutschen, sehr schlecht bestellt; selbst noch im 16ten Jahrhundert, als schon stehende Heere eingeführt waren, ging es nicht viel besser, und alles verrieth die vorige Barbarei und unbändige Willkühr. Da-

her mußte der Kaiser Maximilian der Erste im Jahr 1509 die Belagerung von Padua aufheben, weil die Cavallerie nicht absitzen, und die Stadt nicht stürmen helfen wollte, obgleich eine vierzig Schritt lange Bresche in die Mauer gelegt worden war. — Das Geschäft damahliger Feldobersten, Hauptleute und Rittmeister betraf mehr die Führung des Worts an die Schaaren, deren Versorgung mit Lebensmitteln und Herbergen, wie den Empfang und die Austheilung des Soldes und des Raubes, als daß es sich auf Commando und Zucht erstreckt hätte. Sehr richtig wurden deswegen die deutschen Feldobersten und Hauptleute von den Italienern Condottieri genannt. Ueberhaupt war dem Kaiser Maximilian und den meisten seiner Vorfahren in Italien nichts so sehr nachtheilig und dem dauerhaften Erfolg ihrer Unternehmungen so zuwider, als die schlechte Mannszucht und die Barbarei der deutschen Soldaten. Italien ist einmahl kein Land, wo Wildheit und Brutalität gedeihen. Was dahin kommt, was da bleiben will, muß entweder milder werden, oder verderben.

Die Kriegsschaaren erhielten unter Maximilian dem Ersten die Verfassung der Regimentsform, und zwar zuerst die Cavallerie, dann auch das Fußvolk. Die Hauptleute und die Rittmeister fingen nun an, nach dem Beispiel der Obersten, gleichfalls ihre Locumtenentes sich anzuschaffen. Die Rangbestimmung dieser neuen Befehlshaber floß indessen immer noch mit der alleruntersten Classe zusammen, und an die gegenwärtige Stufenfolge der Officiere wurde noch nicht gedacht. — Die damahlige Einrichtung der Kriegsvölker, nach welcher die Auswahl eines Stellvertreters von demjenigen höhern Beamten abhing, der sich einen geben wollte; das Anwerben der Schaaren aber eine Entreprise der Obersten, und unter diesen der Hauptleute und der Rittmeister auf Privatrisico war, brachte dieß ganz natürlich so mit sich. Daher auch die Käuflichkeit der Regimenter und der Compagnien. — Erst mit dem Anfang des 17ten Säculum ward es, wie gesagt, Gewohnheit, Kriegsbefehlshaber, überhaupt Officiere, zu bestellen. — Wie stieg denn da Jemand empor? Durch Ansehen bey den Kriegsleuten, durch Thaten,

durch eigenes, oder geraubtes Vermögen, als Mittel, Regimenter und Compagnien zu werben und zu stellen. — Stießen Heere zusammen; so kommandirten die Anführer ordentlich gemeinschaftlich, und diese verfuhren oft ganz willkührlich', da sich's leicht begreifen läßt, daß bei einer solchen lockern Verfassung der Armeen den Regierungen die Lenklinien ihrer Kriegshaufen sehr oft entglitschen mußten. —

In Frankreich gedieh dieß alles, oder überhaupt das neue Kriegswesen eher und schneller, als in andern Ländern. Ungefähr um 1660 begann es hin und wieder, auch außer Frankreich, stehende Regimenter zu geben. Die Höfe schrieben nun, wie es in Dänemark und Schweden längst Sitte war, das benöthigte Volk aus, und vergaben die ihnen zuständigen Regimenter; und die damit Begabten wieder die Plätze in denselben. Itzt führten sie auch nachgerade die Privilegien der Anciennität ein, und die Officiere zerfielen in die drei Klassen: Staatsofficiere, Hauptleute und Subalternen. Feld-

webel und Sergeant wurden entschieden, als Unterofficiere zu den Corporalen verwiesen, und deren Rücken der Fuchtel, selbst des unbärtigen Fähndrichs, preis gegeben. — Auf die Art bildeten sich endlich die Regimenter und die Armeen nach dem Muster in Frankreich, und zwar so sehr, daß fast alle französische Wörter, die Kriegssachen und Kriegschargen betrafen, in Deutschland und in andern Ländern beibehalten wurden. Frankreich hat überhaupt in den meisten Dingen den Ton angegeben, und die benachbarten Länder und Völker haben bisher alles Französische nachgemacht, vermuthlich um durch Nachahmung und getreue Copirung groß und berühmt zu werden!

Nachdem es einmahl stehende Milizen in Europa gab; so änderte sich auch das Getriebe und die innere Tendenz der Staaten und Regierungen, und die Armee war itzt ein großer Punct, um welchen sich fast die eine Hälfte der Staatsangelegenheiten drehte. Itzt ging eine Hauptsorge dahin, die Truppen nicht nur gehörig zu erhalten und zu verpflegen, sondern sie auch völlig zur Sub-

ordination und Folgsamkeit zu bringen. In kurzen kam dazu noch eine neue Tendenz, nämlich die: die Truppen immer noch zu vermehren; um theils dem Volk, theils fremden Staaten desto besser gewachsen zu werden. Dieß waren drei große Puncte, die man so lange verfolgte, bis man nicht mehr konnte, oder kann, und bis eine Aenderung der Dinge, oder die französische Revolution dadurch erzeugt worden ist. Alles, was bis auf's Aeußerste getrieben worden ist, geht rückwärts, und dreht sich wieder zur ursprünglichen Natur der Dinge zurück.

Die Unkosten der Verpflegung des stehenden Soldaten war von jeher ein schwerer Artikel. Den Soldaten wurde daher auch von Anfang der Sold so knapp als möglich ausgeworfen, und es scheint, als habe man dabei die Maxime befolgt, daß dem geringen Krieger weder als Mensch, noch als Soldat Ueberfluß tauge, — Zu dem Sold gehörte die Kleidung. Der Reuter zeichnete sich hier zu seinem Vortheil aus; der Fußknecht aber zog an, was er hatte, oder fand. Lange dauerte es, ehe die

itzige Uniform eingeführt wurde, wozu wahrscheinlich die erste Idee sich einstellte, als etwa von einer ansehnlichen Tuchniederlage gemeinschaftlicher Besitz ergriffen wurde, und die Societät sich Wämser daraus verfertigte. Weil Einförmigkeit hier besser aussah, als Mannichfaltigkeit; so verfolgte man diese durch den Zufall gegebene Idee, und erhöhete sie bis zur gegenwärtigen Vollkommenheit.

Eine andere Hauptsorge der Könige war die, sich der Folgsamkeit ihrer stehenden Krieger, und zwar in jedem Fall, zu versichern; Zuvörderst wurde da die Entsagung aller Liebe zum Leben als Schuldigkeit gefordert, und bis zu der Höhe ausgedehnt, die wir im Alterthum, wie freiwillige Aufopferung, bewundern. Dann wurde eine Portion übertragener Gewalt, welche zweckmäßig von den obern Graden bis zu den untern in divergirenden Linien herabsinkt, nebst unbedingter Unterwürfigkeit und blinden stummen Gehorsam — dieß alles wurde in Regeln und den Absichten ganz angemessene, strenge Gesetze gebracht, Gesetze, welcher, in

solcher Vollständigkeit, weder griechische noch römische Feldherrnmacht sich je zu erfreuen hatte, sondern dagegen weit zurück blieb. Die Einführung einer solchem Subordination fiel den Königen nicht so schwer, als man hätte denken sollen, weil dabei jeder Befehlshabender, dem ein scharfes Gebiß in's Maul gelegt wurde, zugleich mehrere Riemen in die Hände bekam, vermittelst deren er schärfere Gebiße rücken konnte. Wie viel trägt nicht der Mensch im gesellschaftlichen Zustand, wenn er andern nur wieder zu tragen geben kann! Diese Periode des Kriegswesens ist unstreitig eine der wichtigsten und merkwürdigsten. Was waren vorige Heere ohne Gehorsam gegen nunmehrige Haufen bewaffneter Menschen, die zu dem bestimmten Zweck schnell und unfehlbar hingeleitet werden konnten, und wobey eine unten auf das mannichfaltigste vertheilte Autorität oben straff angezogen, in einer Hand zusammen lief!

Der so gebändigte, und zugleich genährte Wehrstand hing sich nun noch viel unbedingter, als der Lehrstand, an sein sichtbares

Oberhaupt, weil er von diesem allein Belohnung erwartete, und hörte damit vollends auf, sich für einen Theil des Staats zu halten, desselben producirende Mitglieder er längst mit Verachtung ansah. Der Soldat verachtete den Bürger, welchen er drückte; der Bürger haßte den Soldaten, weil er von ihm gedrückt wurde. Die Fürsten begünstigten ihrer Seits die bewaffneten Diener mit Vorzügen, gegen welche die Diener von der Feder nach Möglichkeit sich stämmten, aber nirgends glücklicher, als in der Oesterreichischen Monarchie. — Dieß war eine unglückliche Folge von jener Anordnung einer stehenden Miliz, daß dadurch allmählich ein Status in Statu veranlaßt wurde, welcher, wie jeder solcher Status in Statu der innern Festigkeit und Stärke eines Staats überaus nachtheilig ist. Bei dem Gang, welchen die Bildung stehender Heere genommen hat, war dieß jedoch unvermeidlich, obgleich dieses große Uebel eines Status in Statu so lange seine schädlichen Wirkungen äußern wird, bis jene Einrichtung der stehenden Heere wieder zerstöhrt ist. Kein Status in Statu erhält sich immer und ewig, sondern

er wird eher oder später vernichtet; und dieß liegt in ihm selbst.

Dem achtzehnten Jahrhundert, dem so Vieles und Großes vorbehalten war, war auch die volle Ausbildung und Vollendung des Systems der stehenden Miliz vorbehalten. Es fehlte bisher noch an zwei Dingen, an der rechten Beschäftigung, Uebung und Zurichtung der Armeen im Frieden, und an der rechten und bestimmten Leitung und Maschinirung derselben im Feld, oder im Krieg. Beides ist nun geschehen, und zwar das eine in Preußen, und das andere in Frankreich. Das eine ist um die Mitte des 18ten Jahrhunderts zuwege gebracht worden, so wie das andere zu Ende des 18ten Säculums. Das eine ist schon allgemein nachgeahmt worden, und das andere wird allgemein nachgeahmt und eingeführt werden. Doch zum ersten Punct.

Gleich Anfangs, als das System des stehenden Militärs aufkam, mußte man darauf bedacht seyn, die Soldaten während des

Friedens mit etwas zu beschäftigen. Karl der Siebente brauchte sie dazu, daß er seinem Staat und Volk durch sie die nöthige Sicherheit und Ruhe verschafte, indem er sie auf den Straßen und allenthalben dafür wachen ließ. Dieß war allerdings eine sehr gute und heilsame Beschäftigung, zumahl wenn man noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und die Soldaten zum Straßenbau, oder bei Grabung von Kanälen, bei Anlegung großer, wichtiger Werke, z. B. bei Ebnung und Verbesserung ganzer Distrikte, bei Vertilgung und Austrocknung der Sümpfe und Moräste u. dergl. gebraucht hätte. Hätte man diesen Schritt gethan, und dabei im Frieden die Soldaten jedesmahl der militärischen Ordnung und Aufsicht entzogen; so wäre unstreitig durch sie kein unglücklicher Status in Statu hervor gebracht worden, und es stünde besser mit den Soldaten und Völkern in Europa. Allein statt die Soldaten auf die angegebene Art im Frieden zu beschäftigen und zu regieren; blieb man in kurzen bei der Handhabung der Waffen (maniement des Armes) stehen, und dachte auf weiter

nichts, als die Truppen in den schrecklichen Künsten des Krieges zu üben. Es ward also darauf los exercirt, und die Theorie des Kriegswesens vervollkommnet, um zu einer desto bessern und infalliblern Praxis zu kommen. Diese Exercitia der Soldaten in der Friedenszeit waren Anfangs, wie alles, sehr unvollkommen, und jedes Regiment bildete für sich eine solche Kriegsschule. Mehrere Regimenter zusammen zu ziehen, und mit denselben die Evoluzionen, welche sie einzeln machten, als Manöuvres gegen einen eingebildeten Feind zu versuchen, blieb ein Werk der Zukunft. Dieß erfand und realisirte man vorzüglich in Preußen unter dem großen Friedrich, dessen Manöuvres bei Potsdam nach und nach die Augen des ganzen Europa auf sich zogen, und in kurzen allenthalben nachgemacht wurden. — Dem Anschein nach, war diese Erfindung oder Anordnung leicht und einfach, aber dessen ungeachtet sehr wichtig und bedeutend; denn durch sie wurde das militärische System der Soldatenbeschäftigung im Frieden, so zu sagen, vollendet, und das Exercitium des blinden Krieges so

weit getrieben, als es sich denklicher Weise nur treiben läßt. Dabei muß es nun bleiben, oder es müßte so weit kommen, daß man im Frieden mit den Soldaten wirkliche Manöuvers und Bataillen anstellen ließ, um sie dadurch im Hauen, Stechen, Schießen, Morden, Plündern und Mißhandeln nicht ermüden zu lassen, und gegen äußere Feinde desto schrecklicher und unwiderstehlicher zu machen.

Der andere Punkt, oder die andere Erfindung betraf die rechte und sichere Maschienierung und Regierung der Armeen in Kriegszeiten. Diesen haben die Franzosen seit ihrer großen Revoluzion vorzüglich realisirt, dadurch, daß sie einen zahlreichen stehenden Generalstaab bei jeder ihrer Armeen einführten. Bisher, selbst mit Inbegriff des siebenjährigen Krieges war es der Gebrauch, erst beim Ausbruch eines Krieges die zu dem Generalstaab erforderlichen Officiere zu ernennen. Gemeiniglich bestimmten Connexionen oder andere persönliche Verhältnisse die Wahl. Nach dem Ende des Krieges, oft auch schon während des Laufes desselben, traten die zu diesem Dienst

angestellten Officiere wieder in die Armee zurück. Unbekannt mit den besondern Dienstpflichten eines Officiers des Generalstaabes, mußten sie erst aus dem Feld der eigenen Erfahrungen einige theoretische Sätze entlehnen, welche sie der Welt mitzutheilen keinen Beruf fanden, und um so weniger, da sie nachher in ganz verschiedene Verhältnisse traten. Die gemachten Erfahrungen gingen auf diese Art für die Nachwelt verlohren, und während die Uebrigen sich im Frieden Waffen auf den Krieg vorbereiteten, mußten die den Generalstaab ausmachenden Personen mit jedem Krieg erst durch die Erfahrung sich bilden. — Diesem Uebel und Mangel halfen nun die Franzosen glücklich ab, und sie trafen ganz andere Einrichtungen und Verbesserungen mit dem Generalstaab, wodurch die Theorie und Praxis des Krieges höchst wahrscheinlich ihrem Abschluß nahe gebracht worden ist. Diese Französische Erfindung und Anordnung eines stehenden Generalstaabes, die schon in den ersten Jahren der Revoluzion im Wesentlichen bestimmt wurde, ist so wichtig, ja, noch wichtiger, als die obige Realisirung der Preußischen Manövres, und sie

selbst in einem Augenblick die bisher so oft aufgeworfene Frage: Woher es komme, daß das öftere Wechseln der französischen Heerführer während des Revoluzionskrieges keinen bedeutenden nachtheiligen Einfluß auf die Führung der Armee im Großen gehabt habe? Dieses Problem, das zugleich auf die Wichtigkeit und Wirksamkeit seines Gegenstandes andeutet, ist nunmehr leicht zu entziffern, seitdem die Einrichtung mit dem stehenden Generalstaab der französischen Armee bekannt ist. — Der Generalstaab einer jeden französischen Armee zerfällt in zwei Theile, in den für die Armee, und in den für eine Division derselben. Jener und dieser unterscheiden sich merklich von dem Generalstaab der andern europäischen Armeen. Dieser, daß er aus mehrern Personen besteht, als der in andern Staaten für die ganze Armee, welches ein wesentlicher Vortheil ist, wenn man in Betracht zieht, wie viele und verwickelte Geschäfte für den Generalstaab zu besorgen sind, vorzüglich wenn der Feldzug mit vieler Lebhaftigkeit geführt wird. Jener, daß hier ein eigentlicher Chef des Generalstaabes vorkommt, der von dem komman-

direnden General verschieden ist. Bei den Generalstaaben der übrigen europäischen Heere muß der kommandirende General selbst einen großen Theil der Verrichtungen, die den Chefs der Generalstaabe bei den Franzosen übertragen sind, übernehmen, wodurch dann seine Zeit so beschränkt wird, daß er auf die vorzüglichste Pflicht, die Führung der Kolonne selbst, nicht die nöthige Zeit verwenden kann, sondern diese Nebensachen oft zur Hauptsache machen muß. Nicht zu gedenken, daß die Eifersucht, die gemeiniglich unter den ersten Officieren des Generalstaabes herrscht, nicht selten der Schnelligkeit der Ausführung der Entwürfe große Hindernisse in den Weg legt. Bei den Franzosen und ihren verbesserten Einrichtungen mit dem Generalstaab ist dieß so leicht nicht zu befürchten, weil da alles mehr gesondert, operirt, und der Leitung des Chefs des Generalstaabes der Armee untergeordnet ist, der volle Ursache hat, den kommandirenden General auf's beste und möglichste zu unterstützen. — Bald wird nun diese wichtige Erfindung eines zahlreichen stehenden Generalstaabes in allen europäischen Armeen das Bürgerrecht erlangen,

und alles wird in diesem Punct nach Frankreich sich akkommodiren, wie in jenem ersten nach Preußen *).

*) Ueber die Vermehrung und völlige Ausbildung des französischen Generalstaabs seit der Revoluzion s. m. Manuel des Adjudans Généraux et des Adjoints employés dans les Etats-majors-divisionnaires des armées, par Paul Thièbault, Adjutant General. Anchuit Chez Magmiel. 157 Seiten in groß Oktav.

Damit verbinde man, um sich desto mehr von den Vortheilen der neuen militärischen Einrichtungen in Frankreich zu überzeugen, die Betrachtungen über das Verhältniß des Kriegsstandes zu dem Zweck der Staaten. Von F. von der Decken, Hauptmann beim Königl. Churfürstl. Generalstaab und Oberadjutant bei S. K. H. dem Prinzen Adolph Friedrich von Großbritanien. 370. Seiten in Oktav. Hannover in der Helwingischen Hofbuchhandlung.

In England steht z. B. der General-Commissär nicht unter dem kommandirenden General, sondern er ist nur der Treasury (Schatzkammer) verantwortlich. Wie sehr diese Einrichtung den Kriegsoperationen hinderlich sey,

Es ist merkwürdig, aber dabei sehr natürlich, daß die völlige Ausbildung des bisherigen Militär- und Kriegswesens mit dem Verfall desselben vergesellschaftet war, oder ist, und daß auf der einen Seite die vollendete Theorie und Praxis des Kriegs mit stehenden Truppen, wie auf der andern Seite die Anzeichen von einer Katastrophe und Aenderung in dem bisher bestandenen Kriegsstaab zugleich zum Vorschein kamen. Jedes Uebermaaß zerstöhrt sich selbst; und was zu weit getrieben wird, das fällt endlich zusammen, oder neigt sich zurück zu niedern Punkten. So auch hier. Das Militärwesen und das System der stehenden Heere ist im 18ten Jahrhundert übertrieben worden, vornehmlich durch Frankreichs verführerisches

ist leicht zu erachten, vorzüglich wenn der kommandirende General mit dem Generalkommissär nicht in gutem Vernehmen steht.

Doch muß man auf der andern Seite auch wieder eingestehen, daß in der ganzen Lage der Dinge und der innern Verfassung der kriegführenden Mächte der schlechte Erfolg des Krieges gegen Frankreich lag, nicht blos in den veränderten militärischen Einrichtungen des leztern. —

Beispiel. Aber eben dieses Frankreich hat auch einen unheilbaren Riß in dieses System durch seine Revoluzion gethan, und droht es vollends zu zerstöhren, um die ursprüngliche einfache Verfassung der Dinge in Europa wieder herrschend zu machen.

In folgenden zwei Puncten hat man das bisherige System der stehenden Heere übertrieben.

Erstlich, daß man die Soldaten, oder den Soldatenstand zu sehr von den andern Volksklassen isolirte und abtrennte, und dadurch gleichsam, wie in manchen Staaten des Alterthums, eine eigene und herrschende Militärkaste bildete. Dieser Status in Statu, welchen das Militär in unsern Ländern macht, ist sehr verderblich, und auch die beste Staatsverfassung kann diese Einrichtung nicht auf die Dauer aushalten. Den Contrast zwischen dem Bürger und dem Soldaten ist zu groß, und beide sind zu sehr Antipoden von einander, als daß die zum ruhigen Fortbestand eines Staats erforderliche Harmonie seiner Mit-

glieder immer ungefährdet erhalten werden könnte. Man muß also die große Kluft zwischen dem Militärwesen und dem Bürgerthum etwas zu verengen suchen, oder sich die Folgen, die alle Status in Statu eher oder später nach sich ziehen, gefallen lassen.

Der zweite, und der vornehmste Punct, worin man das bisherige Militärsystem übertrieben, und zerrüttet hat, besteht in der zu großen Vermehrung der stehenden Truppen. Dadurch haben sich fast alle Staaten in Europa am meisten geschadet, geschwächt und verderbt; dadurch haben sich fast alle Staaten in Europa in Schulden und in Uebel gestürzt, die unheilbar sind, und die mit noch bedenklichern Folgen drohen. Dadurch haben auch die Könige am meisten zur Zerstöhrung des herrschenden Systems einer beständigen Bewaffnung durch stehende Truppen beygetragen. Denn da die Abgaben und Auflagen zum Behuf der immer sich vermehrenden Soldaten theils erhöht, theils vervielfältigt wurden; so hatte dieß Einfluß auf die Preise der Lebensmittel und der Bedürfnisse, und half alle Dinge

ungemein vertheuern. Daher mußten auch in unsern Zeiten fast allenthalben Solderhöhungen vorgenommen werden. Da nun die Preise der nothwendigen Lebensmittel, bei der einmahl bestehenden Ordnung der Dinge, und bei den entsetzlichen Bedürfnissen der Regierungen zum Behuf der großen Armeen, noch mehr steigen werden, und da gleichwohl weder die Erhöhung des Soldes, noch die Vermehrung der Auflagen und Zölle damit gleichen Schritt halten können; so wird entweder eine allmähliche Verminderung der stehenden Heere eintreten, oder eine Katastrophe und Abänderung der Dinge in diesem Punct erfolgen müssen. Unmöglich kann dieß so fortgehen; denn was zu hoch gestiegen ist, das fällt. — Warum hat man die stehenden Truppen ohne Unterlaß, und ohne Ziel und Maaß vermehrt? Warum ist man nicht auf der Mittelstraße geblieben, sondern bis zum Aeußersten fortgeschritten? Durch ein solches Verfahren muß auch das beste und festeste System schwankend gemacht werden. Man hätte immer von der Nothwendigkeit stehender Heere für große und mittlere Staaten überzeugt seyn können, weil sie einmahl da

waren, und einst durch unglückliche Zeitumstände und Laster nothwendig gemacht wurden; aber man hätte dabei auch immer bedenken sollen, daß die Stärke und Zahl der stehenden Truppen nach der Summe der Kräfte, der Bedürfnisse und Erfordernisse der Staaten sich richten müsse. — Auch hätte man immer im Krieg die Soldaten und Armeen vermehren können, um den Feind durch die Menge zu schrecken, und zum Frieden geneigter zu machen, wenn nur nach Beendigung eines Krieges die Armeen wieder vermindert worden wären. Daß man dieß nicht gethan, daß man seit länger als hundert Jahren die Truppen bei Gelegenheit eines jeden Krieges vermehrt, aber nach demselben niemahls beträchtlich reducirt hat, dieß allein ist die traurige Ursache, daß die meisten Staaten durch Unterhaltung einer zu großen Armee im Frieden ihre Kräfte erschöpft haben. Eben deßwegen aber mußten sie sich außer Stand befinden, zu der Zeit, wo die größte Anstrengung recht nöthig gewesen wäre, Gebrauch davon machen zu können, weil es an ihnen an Geld fehlte. Hätte Oesterreich z. B. das bei der großen Volksmenge

in seinen Staaten so sicher auf eine Completirung der Armee beim Ausbruch eines Krieges rechnen kann, nach dem siebenjährigen Krieg sein stehendes Heer beträchtlich reducirt, und, nach dem Beispiel Friedrichs II, einen Schatz zu sammlen gesucht, wie sehr würde es nicht durch an wahrer Kraft gewonnen haben! Daß nicht nach dem siebenjährigen Krieg überhaupt viel beträchtlichere Reductionen bei den stehenden Heeren in allen Staaten Deutschlands vorgenommen, und durch diese Ersparungen Schulden abgetragen, oder Schätze gesammelt worden sind, ist ein Uebel, dessen traurige Folgen wir itzt tragen müssen. — Die Unterhaltung von einigen tausend Mann Soldaten mehr oder weniger in Friedenszeiten wird die mittlern und die kleinen Staaten nicht vor den Angriffen mächtiger Nachbarn schützen, kann aber äußerst leicht durch die zu hohe Anstrengung der Kräfte zu den Zeiten der Ruhe eine Erschöpfung auf die Zeit, wo die Anwendung aller Kräfte Noth thut, veranlassen, und umgekehrt den Gebrauch der gehörigen Kraft zur rechten Zeit möglich machen. In kleinen Haushaltungen wird ein jeder ökonomischer

Fehler doppelt drückend. Und so m o b i l auch unsere Kriegsheere seyn sollen, so kommt doch kein feindlicher Angriff, wie ein Sturm in der Nacht. Endlich können auch Recruten im Krieg sehr bald zu brauchbaren Soldaten gebildet werden, wenn nur nicht ihre Anzahl unverhältnißmäßig groß gegen die alte Mannschaft ist, und das richtige Verhältniß in jedem Regiment von dem alten Soldaten zu den Recruten beobachtet wird. — Daß dieses und noch mehreres bisher wenig oder gar nicht erwogen und beobachtet, und daß nur in jedem Staat blindlings auf die Vermehrung der Truppen losgearbeitet worden ist, ohne auf seine Kräfte an Population, Einnahme und Gewerbe, oder auf seine Schulden gehörig Rücksicht zu nehmen, daß überhaupt das Militärwesen bis auf's Aeußerste getrieben worden ist, dieß hat nunmehr Uebel und Ungewitter herbei gezogen, die lauter Unglück und Neuerung drohen, und die sich, wie es scheint, durch gute Mittel nicht beschweren und zum Weichen bringen lassen. So zerstöhrt sich jedes Uebermaaß selbst! So geht es mit keiner Sache mehr fort, die von der Mittelstraße abgedreht, und bis zum Ex-

trem getrieben wird! So droht alles, das im höchsten Grad steht, Rückgang, Verfall und gewaltsame Umänderung! So zerfällt alles eher oder später in sich selbst, wobey Erfahrung, Vernunft und Gerechtigkeit nicht genug in Anschlag gebracht worden sind! —

Was hat Frankreich nicht alles schon in Europa und in der Welt angestiftet! Frankreich hat das einfache Staatssystem in dem alten Deutschland zerstöhrt, und dafür die Lehnsverfassung eingeführt. Frankreich hat das System der Söldner und Miethtruppen, wenn nicht erfunden, doch zuerst recht in Aufnahme gebracht und erweitert, es hat aber auch dieses System wieder zerstöhrt, und an dessen Stelle das einer stehenden Armee gesetzt. Frankreich hat dieses neue System völlig ausgebildet, und durch eine stete Vermehrung der Truppen es bis auf den höchsten Grad getrieben. Es hat aber auch seine Kräfte überspannt und gemißbraucht, und seit Ludwig des Vierzehnten schrecklicher Kriegssucht und zur Stillung derselben in eine ungeheuere Schuldenlast sich gestürzt, unter der es zuletzt

erlag. Das Uebermaaß im Soldatenhalten, und die dadurch verursachte ungeheuere Staatsschuld, mit einem Wort, die Uebertreibung und Ausartung des Systems der stehenden Armeen hat vorzüglich die Revoluzion in Frankreich veranlaßt. Durch diese nie erhörte Revoluzion hat Frankreich zugleich die bisherige Militärverfassung in Europa größtentheils zerstöhrt, und sich der uralten Ordnung der Dinge wieder genähert, wo jeder wehrhafte Mann Soldat und Krieger ist, dem die Vertheidigung des Vaterlandes und der Freiheit obliegt. — In Masse erhoben sich die Franzosen bei ihrer Revoluzion, wie zur Zeit Ludwigs des Sechsten, und besiegten mit Muth und Selbstgegefühl, mit Enthusiasmus und Patriotismus erfüllt, alles, was sich ihnen widersetzte. Sie verbanden das alte Militärsystem mit dem neuen, und verschmolzen die Corps der stehenden Truppen, die Artillerie- und Ingenieurcorps mit den Nationalgarden und den Schaaren der freiwilligen Miliz; kurz, sie mischten das Vorhandene mit dem Neuen der Revoluzion zusammen, verbanden Natur und Kunst, Leidenschaft und Politik, Cultur und rohe Ein-

fachheit, Taktik und wilde Kampflust mit einander, und wurden dadurch das Schrecken Europa's, das Schrecken der Welt. — So fängt in Frankreich alles Europäische an; aber es endigt sich auch in Frankreich! So giebt Frankreich dem stolzen Europa ein System des Krieges und des Friedens nach dem andern, aber es vernichtet auch wieder die gegebenen Systeme! So zwingt Frankreich das übrige Europa fast wider alle Neigung, ihm nachzuahmen, und seine Neuerungen zu sanctioniren; denn es läuft immer vor dem ruhigen Europa voraus, und droht mit neuer Sclaverei und Unterjochung, wenn man seinen Systemen nicht huldigt, und mit gleichen Waffen seinen Umgriffen sich nicht widersetzt. —

Was sollen nun die andern Völker in Europa nach dem Umsturz des alten Militärsystems in Frankreich machen? Sollen sie zurück bleiben, und mit dem Alten es so weit zu treiben suchen, als es geht? Dieß ist zu bedenklich und zu gefährlich. Ja, wenn das übrige Europa sich bisher von Frankreich nicht hätte verführen lassen, wenn es das Militär vom

Bürger nicht zu sehr insolirt, wenn es die stehenden Truppen nicht zu sehr verstärkt, wenn es mehr Schätze gesammelt, wenn es vorzüglich Gemeingeist und Vaterlandsliebe angefacht hätte, — wenn dieses wäre, dann ginge es an, dann könnte Europa ruhig bleiben, und Frankreich machen lassen, was es wollte. So aber, da fast alle Europäische Staaten von den nämlichen Fehlern und Mängeln gedrückt werden, wie Frankreich vor der Revoluzion — dieß ändert die Sache, und man sieht nun nicht ein, wie die europäischen Staaten und Völker, besonders im Krieg mit Frankreich, zurecht kommen wollen? Zur Bewaffnung des Landvolks, zur Organisirung von Landstürmen, oder zum Aufgebot in Masse Zuflucht nehmen? Was wird dieß nützen, wenn dergleichen allgemeinen Bewaffnungen nicht die Ideen und Leidenschaften, nicht die Motive und Einrichtungen zum Grund liegen, die in Frankreich das Aufgebot in Masse beleben? Auf den Geist und die innere Kraft kommt es bei allen Dingen an, nicht blos auf Körper und Organisation. Die Landstürme und die allgemeinern Bewaffnungen in den Rheinländern und anderwärts, während

des französischen Revoluzionskrieges haben eben darum so wenig genützet und gewirkt, weil sie zu wenig motivirt und beseelt waren. Und so wird's immer, und überall seyn, wie selbst das neueste Beispiel von Dänemark beweis't, ob es gleich in seiner Lage nichts anders und bessers thun konnte, als eine allgemeine Nationalvertheidigung gegen England zu organisiren. Auch für andere Staaten und Völker wird es nunmehr kein anderes Mittel geben, wenn sie nicht unterjocht werden wollen. Oder kann die Sache blos damit abgethan werden, daß man die Armeen noch mehr verstärkt, und immer nur Auflagen zu ihrer Erhaltung einführt? Man mag es versuchen, und abwarten, wie dieß Mittel anschlägt, wenn es zum neuen Krieg mit Frankreich kommt, und wenn der Fall eintreten sollte, angefallene Länder und Provinzen zu vertheidigen und zu behaupten. Minister, welche auf diesem Mittel bestehen, und das bisherige Kriegs- und Militärsystem nicht zu modificiren, sondern nur noch zu erweitern und zu erhöhen suchen, diese müssen sich sehr viel getrauen, und so viel Kopf und Geist haben, als

keine andere Menschen weiter auf dem ganzen Erdboden. Mir scheint dieß sehr gewagt und gefährlich.

Was sollen denn aber bei dieser Lage der Dinge in Frankreich die übrigen europäischen Staaten und Völker machen? Dieß sollte ein höheres Wesen lehren und rathen, weil auf menschliche Lehre und Weisung in unserm eingebildeten und egoistischen Zeitalter nicht geachtet wird. Nach meinem besten Wissen und Gewissen will ich nur dieses angeben; denn mich kränkt und schmerzt die Besiegung und Mißhandlung meines Vaterlandes bis in's Innerste der Seele: Es müssen einige große Köpfe, die bis zu den Gründen der Geschichte und der Psychologie vorgedrungen, die folglich des Ganges der Dinge und der Phänomene in der menschlichen Natur recht kundig sind, solche Männer, die das Ganze auffassen, und einen gegebenen Staat in Beziehung auf alle, und alle in Beziehung auf ihn zu beurtheilen und zu behandeln wissen, zu Staatsministern und Cabinetsräthen angestellt werden. Dann wird man es mit dem alten Militärsystem nicht

nicht so weit getrieben sehen, als es geht, sondern es werden mit der gehörigen Vorsicht Modificationen und Milderungen desselben vorgenommen, oder überhaupt ein Mittelweg, und eine gewisse Zusammenschmelzung der zwei Extreme eingeschlagen werden. Dieß wird auf Patriotismus und Bürgersinn, auf Anhänglichkeit und Ergebenheit, auf Muth und Tapferkeit, auf Harmonie und Nationalwürde einen großen Einfluß äußern, und dem Staat, wo dieß der Fall ist, ein neues inneres Band, einen bessern Gemeinsinn ertheilen. Und dieß wird zur Zeit des Krieges und der Gefahr Wunder bewirken, es wird eine Nationalbewaffnung, welcher Muth und Vaterlandssinn zum Grund liegt, möglich machen, und diese wird von keiner Macht und von keinem Volke gebrochen und überwältigt werden können. Dieß sey und werde demnach das neue Bollwerk unserer Staaten!

Homer.

Homer! Freund der Natur! denkender Beschauer ihrer Schönheiten, betrachtungsvoller Bewunderer ihrer Werke! Homer! Erster und Vornehmster von denen, welche die Natur zu ihren Lieblingen kohr! Möcht' ich wissen, wie du wurdest, was du warest! Für diese Kenntniß wollt' ich die Hälfte des menschlichen Wissens hinopfern! Wenn ich dich auch sprechen lasse: „Willig weilt' ich im stillen Naturtempel der Empfindung, offen war hier mein Inneres, rein meine Liebe zur Gottheit der Natur; dafür belohnte sie mich, und gab mir ihren Sinn, und ließ mich sehen ihre Kunst" — wenn ich dich auch so sprechen lasse; so weiß ich immer nur sehr wenig von dem Geheimniß, das dich und deine genialische Wunderkraft umhüllt.

Wenn irgend ein Sterblicher beneidenswerth ist; so ist es Homer; mir ist er's. Da lebte er im schönsten Frühalter der Menschheit, unter einem der anmuthigsten und reizendsten Himmelsstriche auf der Erde unter einer regsamen, geistvollen und vortrefflichen Nation, die, wäre dem Fortlauf ihrer Cultur und Veredlung vom unbegreiflichen Schicksal nicht ein Ende gemacht worden, das menschliche Geschlecht, an der Spitze desselben stehend, dem Himmel und seinen englischen Bewohnern glücklich angenähert haben würde. Hier in der Griechischasiatischen Paradies-welt verstanden die Sterblichen das Leben und seine Zwecke. Da wurde dem Leben gelebt, und Sinne und Geist wechselten harmonisch in Genüssen. An des glücklichen Lebens Schlußpforte stand das bezaubernde Bild der Elisäischen Unsterblichkeit, gedichtet, ja, zum zweifellosen Wirklichseyn erhoben von reinen und göttlichen Phantasien, die nur in Geistern sich bilden, wie Griechen, wie die Ersten der Griechen, sie hatten. Da entnahmen lächend das Leben den Scheidenden die Götter, und trugen es, in das schattigte Aethergewand des Geistes gehüllt,

aus dem Horizont in die stillen Entzücken hauchenden Wonneländer, den Seeligen geweiht, wo sie, gleich den obern Göttern, lebten und genossen. So empfängt die am Scheidecreis der Ober- und Unterwelt majestätisch prangende Sonne, wenn sie itzt mit ihren von den Enden der Erde herperlenden Strahlen das krauslockigte Himmelsgewölk mit Feuergluth angoldet, den sterbenden, ihr zuflehenden Abendtag, nimmt ihn auf dem Letztern der Strahlen daher flatternd mit holden Angesicht zu sich, und bringt ihn mit Aether umglänzt auf prächtigen Luftschwingen in das nun schönere Unten der Erde.

Da wandelte der alte Homer in der erquickendsten Natur, unter dem reinsten Himmel, die Vorzeit denkend, und vertieft in der Sinnforschung ihrer Mythen und Hieroglyphen. Die schönsten Volkslieder, die edelsten Sagen waren die Geschichtbücher, die ihm das Alterthum seiner Nation entschleierten. Die heroischen Säcula der Griechen reitzten ihn, und entzückt bei ihren Thaten und Unternehmungen, verlohr er sich aus der Gegenwart, und lebte und webte

im Vergangenen, das seine lebendige Phantasie neu um ihn herum schuf. Vor allen andern gefiel ihm durch glückliches Zuwinken seines Genius der große, allgemeine Bundeszug der Griechen gegen Kleinasiens mächtiges Troja. Alle Sagen, Lieder, Denkmähler und Schriftverzeichnisse suchte er davon auf, verwendete seine Kraft auf deren Bildung und harmonische Zusammenstimmung zu einem Ganzen, und in beglückten Tagen, in ruhevollen Zeiten, wo Geist und Körper und Außennatur in schönem Einklang stehen, — da sang er die Thaten der Griechen vor Troja, da mahlte er ihre Unternehmungen in leichten Zügen, und ließ seinen Zeitgenossen, denen die ersten Meistergesänge zutönten, dieses schönste und gefallendste Schauspiel aus Griechenlands verblichener Mythengeschichte zum zweiten Mahl sehen, es so natürlich und treffend sehen, als wenn er einer der himmlischen Götter gewesen wäre, dem die Vergangenheit wie Gegenwart erscheint. Seinen ganzen Geist, mit Weisheit erfüllt, ließ er erhaben in die Gesänge einfließen; alle Sagen und Mythen, die ganze Religion und Götterkunde seines geliebten Volks,

so wie die Vorstellungen und Kenntnisse desselben von andern Dingen verwebte er anmuthig in die unnachahmliche Darstellung des trojanischen Nationalzugs der Griechen. Er sang diese Zeiten und seine Zeiten und sich selbst, sich selbst, der alles faßte, was damahls im Geist der ersten Völker seiner Welt sich vorfand, der Ewigkeit; er gab sein Alterthum der unaufhörlichen Nachwelt bekannter, als ihr letztes Itzt, in die Hände, und schuf allmächtig jedem Zeitalter, jedem der Griechensprache kundigen Sterblichen Vergnügen, Freude und unschätzbaren Geistesgewinn. Seit fast drei tausend Jahren sang Homer, und er singt noch als Erster in dieser lieblichsten der Künste, er singt noch in seinen unsterblichen Gesängen allen cultivirten Völkern des Erdcreises. Seit fast drei tausend Jahren wird er bewundert, verehrt und nachgeahmt. Und wenn wieder drei tausend Jahre abgelaufen sind, wird er immer noch singen, wird er noch bewundert werden; und nach zwölf tausend Jahren wird es noch so seyn. — Dieß nenn ich leben, dieß unsterblich seyn, dieß die Götter zu Freunden haben! Homer! Daß du

gelebt hast, weiß alle Welt, weiß jedes jung-geborne Säculum; denn deine Werke zeugen dein Daseyn, dein uraltes Daseyn!

Was soll ich weiter vom Homer sagen? Ist es nicht das Schwerste, vom Homer geschickt zu reden? Wehe dem, der von Gott, von einem großen König und vom Homer unwürdig spricht und schreibt! Seiner harret Verachtung und Strafe. Schüchtern wag' ich daher Folgendes vom Homer und über ihn und seine Werke zu philosophiren:

Erstlich, in seiner Lage konnte es dem Homer aber nicht schwer ankommen, die poetische Schilderung des Nationalzugs aller, oder doch der meisten griechischen Stämme gegen das übermüthige Troja als Problem für sein Dichtergenie aufzufassen; das große Eräugniß lag gleichsam zunächst vor seinen Augen, es mußte den meisten Reitz für ihn haben, da er selbst in Kleinasiens Küstenländern, wo es sich zugetragen hatte, lebte, und da dieses Schauspiel von Troja als die Einleitung von allen nicht lang hernach erfolg-

ten friedlichen Einwanderungen und Ansiedelungen ganzer Griechenstämme in Kleinasien angesehen werden muß.

Es ist sehr merkwürdig, obgleich, so viel mir bekannt ist, noch von Niemand bemerkt worden, daß die Griechen wider ihr Wissen durch die Vernichtung Troja's und des Trojanischen Reichs erst hier Platz machen mußten, damit sich in der Folge große ganze Völkerschaften von ihnen in Kleinasien niederlassen konnten. Dieß Letztere konnte entweder gar nicht, oder doch nicht so leicht geschehen, wenn der Staat von Troja, der am äußersten Uferland Kleinasiens hingestrekt da lag, noch hundert Jahre länger, d. h. noch zur Zeit gestanden hätte, als die Dorier, oder die Heracliden durch Rückkehr in die Griechische Halbinsel, den Peloponnes, ihre Herrschaft daselbst wieder herstellten. Denn Troja's Staat, wie er auch beschaffen war, konnte doch die starken Einwanderungen von unruhigen, kühnen Griechenstämmen, nicht gleichgültig ansehen, er konnte doch die Küsten und die Flußmündungen von Kleinasiens schön-

sten Theil sich nicht vor den Händen wegnehmen lassen. Und die Griechen selbst konnten auch, beim noch bestehenden Troja, nicht so gerade sicher nach Kleinasien hinsteuern. Aber so war dieser Staat vertilgt, die Griechen waren dadurch mit Kleinasien bekannter geworden, und konnten nun mit leichter Mühe sich da festsetzen. — Uebrigens hat dieser Zug gegen Troja viele Aehnlichkeit mit dem frühern Argonautenzug der Griechen gegen andere Länder, oder gegen die östlichen Gestade des schwarzen Meers, nur daß jener größer, allgemeiner und wichtiger war, und auch bedeutendere Folgen veranlaßte. Raubsucht, Schwärmerei und eine Art von ritterlicher Abentheuerei waren in beiden Zügen Hauptbeweggründe, wozu noch beim Zug wider Troja Rache sich besellte, da im frühen Alterthum und bei einer gewissen rohen Beschaffenheit der Staatsverfassung der Völker. Alle die Sache eines Einzigen unter ihnen zu ihrer Sache machten, und die einem aus ihrer Mitte angethane Beleidigung mit gemeinschaftlicher Rückwirkung zu rächen pflegten. Dieß geschieht noch gegenwärtig bei den so genannten Wilden, und bei allen Völkern,

deren Verfassung um Familien und Stämme sich dreht. — Mehreres über diesen Zug gegen Troja, der vorgefallen seyn muß, wenn wir auch die nähern Umstände und die rechten Namen davon nicht mehr wissen sollten, so wie über die Folgen, welche er in Griechenland und Vorderasien hervorbrachte, gehört nicht hieher, sondern anders wohin.

Zweitens, Homer hatte gut singen und dichten von und über Troja's Krieg. Denn der gewählte Stoff war sehr bildsam, mannichfach und fruchtbar, er brauchte nichts dabei zu erfinden, und auf Excursionen sich einzulassen, um Wechsel, Fülle und Zauber zu erkünsteln, wie dieser Fall bei andern Dichtern fast gewöhnlich eintritt. Homer durfte nur alles simpel und natürlich darstellen, alles gehörig ordnen, und das Ganze vor seinem, und des Zeitalters Geist, wo es vorging, gleichmäßig halten lassen.

Es giebt gewisse, bald vorübergehende Zeiten und Perioden bei Völkern, wo das Singen und Dichten am natürlichsten und glück-

lichsten von statten geht. Ich meine die Kinder- und Jugendzeiten der Völker, die mit dem Jünglingsalter des einzelnen Menschen so große Aehnlichkeit haben. In diesen Zeiten lebte Homer unter den Griechen. Seine Zeiten, noch mehr jene Zeiten, wo die geschilderten Scenen vorfielen, waren, so zu sagen, poetische Zeiten, waren das poetische Zeitalter der Griechen, durch welches jede Nation einmahl in ihrer Dauer, wie jeder einzelne nicht ganz gewöhnliche Mensch in seinem Leben durchwandelt. Da handeln die Völkern poetisch und romanhaft, da reden und denken sie poetisch, da sind sie abentheuerlich, kindischschlicht, natürlich, enthusiastisch, leidenschaftlich, heroisch, kühn, leichtsinnig, unternehmend. — Homer hatte nicht nöthig, seine Scenen poetisch zu machen und zuzurichten, dieß waren sie schon. Denn er hatte eine poetische Nation, heroische Helden mit ihren abentheuerlichen Werken vor sich, und war mit lauter ächter Menschennatur und offenem Einfaltssinn umgeben, so daß er dem maskenlosen Schauspiel und seiner Entwickelung fast nur zusehen, und es mit seiner leichten und edlen Phantasie nachbilden durfte.

Aus einem solchen ziemlich regelmäßigen Gemisch romanhafter Begebenheiten und poetischer Phänomene konnte allerdings Homer, dieses geist- gefühl- und kenntnißvolle Genie das schaffen, was er daraus hervor zauberte. — Homer hatte demnach viele Vortheile vor andern Dichtern voraus, die größtentheils mit Ursache sind, daß er noch nicht übertroffen worden ist.

Homer war ein Grieche in Kleinasien und hatte Griechische Sprache, Griechischen Geschmack, Griechischen Natursinn, Griechische Phantasie und redseelige Herzensfülle. Er lebte in so schönen Zeiten, und unter so unverderbten Naturmenschen, als ein Dichter sich's nur dichten oder wünschen konnte. Er nahm seinen Stoff aus der Vorzeit, die nur wenige Säcula vor ihm floß, und die noch nicht sehr von der Zeit verschieden seyn konnte, worin er selbst lebte. Endlich war dieser Stoff und alles, was er damit in Verbindung brachte, schon so poetisch und mythisch schön, daß er ihn mit seiner Meisterhand leichter, als es scheint, zu einem Ganzen voll von Symmetrie, Har-

monie und Melodie bilden konnte, und um so mehr, da er alles Passende, Anziehende und Edle aus der reichsten aller Mythologien, der Griechischen, damit auf eine den Reitz und das Leben des Gebildes ungemein erhöhende Art verwebte. — Andere Dichter, z. B. Dantes, erfanden sich selbst ihre Stoffe, und waren Schöpfer und Bildner ihrer Producte zugleich, ohne dabei noch die andern großen Vortheile, welche dem Homer zustanden, zu haben. Man muß daher billig urtheilen, wenn man diese und andere Dinge zur Betrachtung nimmt, um die Dichter neuerer Zeiten nicht unrichtig zu würdigen und den Homer und andere alte Dichter aus den rechten Gesichtspuncten anzuschauen. So gut ist es keinem Dichter wieder geworden, wie dem Homer. Kein zweiter Zug eines jungen ritterlichen Volks, das erst aus mehrern Stämmen zu einer zusammenhängenden Nation sich zu bilden beginnt — kein zweiter Zug, jenem der Griechen gegen ein anderes Troja ähnlich, fiel wieder vor, fiel nie wieder vor von einem Volk, das den Griechen nahe kommt. Keine zweite Griechische Sprache gab es, die zu den schönsten und voll-

kommensten der Erde gehört, und die fast unvermerkt poetisch wird, wenn man sich nur ein wenig von der gewöhnlichen Red- und Schreibart entfernt. Kein zweites Volk zog solche Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich, als das Griechische, dessen Schriften, Denk- und Handlungsart zum Muster erhoben worden ist. Aber eben deßwegen wird und kann es auch niemahls einen zweiten Homer geben. Er hat den besten Stoff allen kommenden Dichtern entnommen, und ihn auf eine der Vollendung nahe Art bearbeitet. Für ihn war alles gethan und bereitet, um die Crone der Unsterblichkeit zu erlangen, und den höchsten Ehrenpreis vor allen Dichtern davon zu tragen. Andere Dichter mußten fast alles in Bewegung setzen, Kunst, Erfindung, Mühe, Wissenschaft, Belesenheit und alle andere Mittel der Gelehrsamkeit — und gerade dieß mußte die Ursache werden, daß der natürliche, sanfte Geisteshauch der Natur in ihren Dichterwerken zum Theil vermißt wird, zum Theil anders sich äußert, als er in Homers Gesängen durch und durch athmet, und alles an sich zieht, wie ein Paradies auf der Erde. — Itzt ist einem Dich-

ker, der etwas Bedeutendes leisten will, sein Geschäft merklich erschwert. Wählt er sich einen neuern Gegenstand; so kostet es viele Mühe, und lange Zeit, ihn so zu bearbeiten und zu bilden, daß er ächt poetisch wird, daß das Ganze sich immer gleich ausfällt, und das Schönste und Vortrefflichste aus dem ganzen Zeitalter, woraus er genommen ist, auf eine geschickte, gehörig vertheilende Weise darein verwebt wird. — Hohlt er sich aber einen Stoff aus dem hieroglyphischen Alterthum; so ist er vielleicht von Natur poetischer, also auch besser zu behandeln. Allein dazu gehört die größte Kunst, Bildung und Wissenschaft, die schwungvollste und energischste Phantasie, die größte Bekanntschaft mit der Zeit und der Geschichte, woraus der Stoff und das Factenwerk entlehnt ist, und zuletzt noch die allerstärkste Selbstverleugnung und Abstraction, um nichts von seinem Zeitalter und seinem darnach gestalteten Geist einzumengen; dagegen alles, was er ist und weiß, so zu metamorphosiren und zu modificiren, daß es aussieht, als wenn es natürlich mit dem ächten Gewand des Alterthums aus dämmernden Finsternissen auf uns und unsern Horizont loßwan-

delte. Da wird es von der Sonne der neuesten Zeiten beschienen, wie es ist, und wir sehen es mit dem nämlichen Licht, nur nicht, wie wir es haben wollen, wie es uns ähnlich und gerecht ist, sondern wie das fremde Wesen des fernen Alterthums es haben will, und wie es ihm entspricht. Das Beste für jeden Dichter ist daher, im Fall er einen Stoff aus dem Alterthum wählt, daß er sich selbst erst ganz an denselben hängt, und dann sein Zeitalter mit fortnimmt, oder fortreißt in die Zeit, wo seine gewählten Scenen liegen, aber nicht umgekehrt den Gegenstand in sein Zeitalter versetzt, wo er lebt und zu Hause ist. Dieß ist das Beste, aber auch das Schwerste für jeden Dichter. Doch giebt es zu diesem Verfahren mehrere Hülfsmittel, die sich aber nicht gut angeben lassen, um ein ganzes Zeitalter nicht zu sehr als Sache für den Dichter darzustellen, ob es gleich geschehen muß, wenn ein Dichter sich dauerhaften und allgemeinen Ruhm erwerben will. Daß übrigens dazu eine vollkommene Kenntnis des jedesmahligen Zeitalters gehört, um zu berechnen, wohin — und wieweit zurück dasselbe mit seiner Einbildungskraft und

seinem chronischen Geschmack auf eine gute und glückliche Art zu bringen ist, dieß und mehreres versteht sich von selbst.

Drittens, wer die Hypothese von mehrern Homeren machen will, der muß aus ihren in ein Ganzes zusammen geschmolzenen Gesängen die Arbeiten von seinen vielen Homeren genau ausscheiden, und angeben, wo sich der Ton und der Gesang des einen Homer anfängt, und das Dichterwerk eines andern aufhört, der muß zugleich die Merkmahle und die Charakterzeichen, woran sich dieses und jenes hinlänglich erkennen läßt, gehörig aufzustellen verstehen. Kurz, wer mehr als einen Homer im Homer annehmen will, der muß auch zeigen, was und wie er's gefunden hat, d. h. er muß jedem seiner Homerischen Dichter den, oder die in mehr als einer Rücksicht von einander verschiedenen Gesänge treu und richtig anweisen, und jedem das Seine wieder geben, das wir andern bisher und ferner noch einem einzigen Homer zuschreiben.

Damit soll es so leicht nicht zugehen, und es möchte wohl eines der allerschlimmsten Ge-

schäfte seyn, im Homer die Arbeiten Mehrerer zu suchen, und seine Findung, oder Finde mit tüchtigen Beweisen zu versehen; zumahl da

Viertens, in den Homerischen Werken sich durchaus ein Gepräg, eine Form, eine innere Verbindung der Wörter und Vorstellungen, eine gleichmäßige Vertheilung von Mythen und Gleichnissen, eine Anschauungsart, ein in alle Farben und Schattirungen getauchter Pinsel der Phantasie, ein einziger Geist, der aus dem Dichter weht, der aus den Scenen und Mythen kommt, worein er ihn zuvor getaucht hatte, findet. Findet sich dieses und mehreres wirklich im Homer, weis't alles demnach nur auf einen Schöpfer der Homerischen Gesänge hin, wie es in Wahrheit der Fall ist; so muß der Hypothesler von mehrern Homeren ausreichende Gründe von Gegentheil angeben, d. h. er muß psychologisch und chronisch-historisch das große Räthsel lösen, wie mehrere Homere so dichten und singen konnten, als wenn nur Einer gedichtet und gesungen hätte.

Man kennt den sehr richtigen psychologischen Satz, der sich gegen jede Einwendung

sichern läßt: Duo si faciunt idem, non est idem! Dieß muß auch so seyn, und zwar vermöge der besondern innern und äußern Beschaffenheit eines jeden Menschen und vermöge aller bekannten Naturgesetze. Ueberhaupt läßt sich's nicht einsehen, wie Mehrere eine solche epische Einheit hervorbringen können, dergleichen in der Ilias und Odyssee offenbar Statt findet. Man weiß, wie wenig der Versuch jenem Spanischen Schriftsteller geglückt ist, dem Cervantes den Rang abzulaufen, und den angefangenen Don Quixotte zu vollenden. Es war und blieb Afterwerk, was der falsche Cervantes lieferte, und seine Darstellung und Combination verrieth sogleich den Fremdling, der sich in das große Werk des Cervantes einmischte. Und mehrere Dichter sollen gerade so gesungen haben, wie Homer? Mehrere Dichter sollen einerlei Geist und Kunst mit dem Homer besessen haben, so daß aus ihren einzelnen Theilen und Rhapsodien eine Ilias und Odyssee werden konnte? Wer begreift dieß? Ist dieß nicht aller Natur und Erfahrung zuwider? Und streitet es nicht mit

dem Geist und ganzen innern Wesen der Werke des Homer?

Daß sich die Odyssee auf irgend eine alte Sage gründet, leidet wohl keinen Widerspruch. Aber wie viel diese eigentlich in sich faßte, und was alles hinzu kam und woher und von wem? bleibt in die frühe Dunkelheit gestellt, und war in der Dunkelheit seit den ersten Jahren der Aufklärung des westlichen Griechenlandes. So viel sieht man, es ist ein Gemisch von Schiffermährchen, Stammgeschichten, Volkserzählungen, dem Inhalt älterer Gesänge; sogar Einiges, was bloße Dichtung war, selbst mit sittlicher Absicht, als Circe, die Sirenen, was aber in der Odyssee als wirkliche Begebenheit erzählt wird. Die Unbekanntschaft der Jonier mit dem Westen, und selbst dem mittelländischen Meer jenseit der Westküste Griechenlands, erlaubte Feeninseln dahin zu setzen, ohne daß an geographische Bestimmung im geringsten dabei zu denken wäre. Aber Spuren von einiger Kunde von Sicilien und Unteritalien biethen sich von selbst dar; auf diese gründen sich spätere Fabeln und Deutungen, die man mit der

Zeit als vollgültig angenommen hat. — Können wohl an einem Werk von solcher Beschaffenheit mehrere Theil gehabt haben? Konnten mehrere Homere eine Odyssee aus solchem Stoff, und zwar, wie es wirklich der Fall seyn mußte, gleich gut und ebenförmig darstellen? Unmöglich. Wie mit der Odyssee, eben so verhält sich's mit der Ilias, obgleich hier der Ort nicht ist, dieß näher zu zeigen. Wer getraut sich demnach, jenes Problem von mehreren Homeren aufzulösen, oder zulängliche Verschiedenheiten und personellgezeichnete Eigenthümlichkeiten im Homer aufzufinden, und von mehrern hier im Spiel gewesenen Dichtern wahres Zeugniß zu geben? Denn kleine, unbedeutende, meist nur äußere Verschiedenheiten, oder einzelne Contraste wird man doch wohl lieber aus den Schicksalen und der ganzen Geschichte der Homerischen Gedichte erklären wollen, als aus obiger großen Hypothese! Quod fieri poteſt per pauca, non debet fieri per multa.

Fünftens, muß besagter Hypothesirer gnugthuende Rechenschaft geben von der fest-

stehenden und gegründeten Erscheinung im ganzen Nach-homerischen Alterthum: indem man nämlich immer nur von einem Homer gesprochen, und nur ein Homer bewundert und vergöttert, nur von den Gesängen eines Homers über einerlei Gegenstände etwas weiß, kurz, sie nur einem Dichter voll himmlischen Göttergeistes und reinen Phantasiefeuers zuschreibt. „Er muß zeigen", wie und warum man dieß that, wie und warum man die andern Dichter, die über die nämlichen Homerischen Scenen dichteten, eben so gut und treffend dieß machten, wie der allgemein verehrte Homer, so ganz vergessen, und ihnen so hartes Unrecht anthun konnte. „Er muß zeigen", wie und warum man sich, zumahl im berühmten Griechenalterthum, wo große Werke aller Art einander drängten, aus dem Homer und seinen Gesängen so viel machte, da es ja mehrere Homere gegeben haben soll, die, so schön, wie Homer, dichten konnten, und laut ihrer bis auf uns gekommenen Geniewerke gedichtet haben.

Die Sagen vom Wetteifer mehrerer Städte und Länder, den Homer zum Landsmann,

zum Mitbürger gehabt haben zu wollen, und andere Nachrichten über den Homer und seine Gedichte mögen ganz, oder halb, oder nur zum Theil wahr seyn, — denn etwas Wahres muß dabei seyn, sonst wären, sonst konnten sie eben nicht gesagt und gemacht werden — so deuten sie alle, wie so vieles andere, nur auf einen einzigen Homer hin, nur auf die Werke eines Homers, als des Ersten und Größten der Dichter.

Sechstens, muß der Urheber der Hypothese von mehrern Homeren auch von neuen beweisen, daß man zu Homers Zeiten in Kleinasien und unter den Griechischen Coloniestaaten daselbst noch nicht schrieb, und daß also Homers Gedichte, wie die von Ossian, blos im Mund herum getragen, nicht niedergeschrieben worden sind. Alles, was man bisher über diesen Gegenstand gesagt und behauptet hat, das hat durch die vielen und mancherlei Aufklärungen seine Gültigkeit verlohren, die wir in den neuesten Jahren über das Alterthum vom Orient und Griechenland, wie über die mit unserer Geschichte unerreichbaren Au-

fänge der Cultur in diesen Zonen bekommen haben.

Man kann nunmehr mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß man zu Homers Zeiten in Kleinasien unter den Griechen bereits geschrieben habe. Folgendes mag zum Beweis dieser Annahme dienen. Die Schrift, das Schreiben ist so alt, als die Kunst und Cultur in der Welt, ja, man kann sagen, daß ohne Schrift nicht einmahl Cultur und Kunst möglich ist. Da wir in Oberasien seit den ältesten Zeiten Cultur und Kunst finden; so läßt dieß auch auf das älteste Daseyn der Schrift und des Schreibens schließen. So lesen wir z. B. in der frühesten Geschichte von Oberasiatischen Völkern der Babylonier, der Assyrier, der Meder von goldenen Statuen, Vasen u. dergl. Ohne Schrift und Charaktere konnten diese wohl nicht verfertigt werden, denn sonst hätte man weder verstanden, was diese Kunstwerke zu bedeuten haben, noch wem zu Ehren sie dienen sollen. Auch wurden frühzeitig Zeichen auf Gold- und Silberstücke zur Bezeichnung ihres Ge-

wichts und ihres Gehalts gemacht, welches gleichfalls ohne Schreibkunst nicht geschehen konnte. Die Schrift muß daher so alt, als die Kunst oder die Cultur seyn, weil sie mit zu den Quellen derselben gehört, und weil ohne Schrift keine Kunst und Cultur und Staatsverfassung Statt finden kann. Wo es Schrift giebt, da giebt's auch Cultur und Kunst, und wo es diese nicht giebt, da giebt's auch jene nicht. Zwar ist die Distinction zwischen Erfindung der Schrift, Gebrauch der Schrift, öffentlichen Gebrauch der Schrift, Gebrauch im gemeinen Leben, Gebrauch für einzelne Linien und für große Volumina, für verschiedene Schreibmassen, als Stein, Erz, Holz, Häute u. dergl. richtig, allein diese Distinction ist der vorhergehenden Behauptung nicht nachtheilig. Alle die genannten Dinge liegen zunächst neben einander, und wenn einmahl das Eine, oder Erste da war; so entwickelte sich das Andere von selbst, welches wohl keines ausführlichen Beweises bedarf, da jeder einsieht, daß z. B. Erfindung der Schrift, und Gebrauch der Schrift auf eines hinausläuft. Und wird erst eine Erfindung gebraucht, und ihr Nutzen verspührt,

so verbreitet sich gewiß ihr Gebrauch in kurzem weiter, und die Erfindung selbst wird dadurch immer mehr vervollkommnert. Oder soll dieß bei der Schrifterfindung und beim Schriftgebrauch der Fall nicht seyn, deßwegen nicht seyn, um gewisse Hypothesen nicht aufgeben zu müssen?

In Oberasien findet sich Cultur und Kunst, so weit wir auch mit der Geschichte vordringen mögen; man stößt, so zu sagen, in Iran und Bactrien, in Indien, in Schina auf eine Ewigkeit von Cultur, deren Daseyn, und zum Theil Beschaffenheit unverkennbar sich offenbahrt, und die durch neuere Schriften und Forschungen über diese Länder und Gegenstände immer mehr enthüllt wird. Eben diese Erscheinungen von uralter Cultur und Kunst finden sich in den weiter westwärts gelegenen Ländern, am Euphrat und Tigris und im Süden des Caspischen Meers, z. B. in Medien, Assyrien, Babylonien, Phönicien und Syrien. Da zeigen sich Culturphänomene in der grausten Ferne, die ohne

Schrift und Schreibkunst gar nicht möglich waren.

Aus Oberasien zog sich diese Kunst und Cultur in das benachbarte Vorderasien. Dieß muß sehr früh erfolgt seyn, weil in Lydien alle Oberasiatische Cultur- und Kunsterscheinungen seit dem früheſten Alterthum angetroffen werden. Lange vor der Ansiedlung der bekannten Griechischen Stämme gab es in Vorderasien Cultur und Kunst, folglich auch Schrift und Schreibkunst, welches beides, wie gesagt, mit einander vergesellschaftet war. Eben dieß, daß die aus dem Europäischen Griechenland nach Kleinasien eingewanderten Kolonien daselbst Cultur und Kunst antrafen, dieses nebst dem Handel und der Schiffahrt, worauf sie sich vorzüglich legten, war die Ursache, daß die Asiatischen Griechen der Europäischen in ihrer Cultivirung und Humanisirung weit vorausgingen, und schnelle Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, in der Politik und dem häuslichen Wohlleben u. s. f. machten. Diese schnelle Bildung der nach Kleinasien gekommenen Griechen ist zugleich ein sicherer Beweis,

daß es in diesem Land damahls schon viele Kunst und Cultur gegeben haben müsse; weil es ohnedem mit der Humanisirung der Griechen sich länger verzogen haben würde. Wenn aber auch dieses Zeugniß nicht dafür vorhanden wäre; so spricht doch alles, die Natur der Sache, die Lage Kleinasiens, sein Verhältniß und Verkehr mit den angränzenden Ländern, so sprechen seine Staaten und Völker, die Lydier, die Phrygier, die Trojaner, und die bei ihnen vorkommenden religiösen und politischen Einrichtungen, ihre Sitten und Gebräuche, so sprechen doch diese und andere Umstände laut dafür, dafür, daß Kleinasien sehr bald mit der Oberasiatischen Cultur bekannt wurde, daß es folglich auch eben so bald von den Tyriern und Sidoniern, und selbst weiter ostwärts her, oder von den Völkern am Euphrat und Tigris die Schreibkunst und andere Künste empfing. Von den so früh cultivirten Völkern Vorderasiens, besonders von den Lydiern, bekamen nun bei Zeiten die Griechen, die für alles empfänglichen, die alles geschwind erlernenden und nachmachenden Griechen, unter welchen der große Homer lebte, ihre Cultur, und

Kunst und Wissenschaft, worin sie in kurzen ihre Lehrer und Meister übertrafen.

Ferner kamen wenigstens ein halbes Jahrtausend vor dem Homer schon Colonisten aus fast allen cultivirten Ländern in das Europäische Griechenland, z. B. aus Aegypten, Phönizien, und selbst aus Kleinasien. Diese Ankömmlinge brachten die erste Kunst und Cultur nach Griechenland, und eröffneten dadurch feierlich die Laufbahn zur Bildung der rohen Hellenen und Pelasger. Von einer dieser fremden Colonien, Cadmus, wird auch ausdrücklich gesagt, daß sie Buchstaben und Schreibkunst mitgebracht habe. — Da also vorzüglich durch diese Colonien die Saamenkörner, die Keime zur Griechischen Cultur in Europa gesteckt wurden, diese, wie keine Cultur, ohne gewisse Künste und Erfindungen weder gedeihen noch fortkommen, oder das, was sie ist, werden kann; da zu den Asiatischen Griechen keine dergleichen Colonien besonders gekommen sind, sie auch in der Folge von den mit ihnen verwandten Europäergriechen nichts, wenigstens nicht schreiben

gelernt haben, sondern diese vielmehr von jenen lernten; da endlich die Asiatischen Griechen den Europäischen in der Cultur weit vorausgingen; so folgt daraus unwidersprechlich, daß diese nach Kleinasien eingewanderten Griechen, daselbst schon viele Cultur und Kunst vorgefunden haben müssen, durch deren Ermächtigung und Nachbildung sie eben vor ihren Mitbrüdern in Europa sich auszeichnen konnten. Bei diesem Verhalt der Dinge sind in Absicht auf Schrift und Schreibkunst nur zwei Fälle möglich: Entweder die nach Asien entweichenden Griechenstämme kannten schon Schrift und Schreibkunst, und zwar mittelst jener alten zu ihnen gekommenen Colonien; oder sie bekamen sie erst in Kleinasien. Hatten die Griechen diese Kunst schon; so muß sie ihnen wirklich durch jene Colonien, entweder von der aus Phönizien, womit auch die Mythologie und andere Zeugnisse übereinstimmen, oder von der aus Kleinasien, oder doch nicht lange hernach bekannt geworden seyn; denn sonst mußten sie die Schrift erst in Kleinasien selbst aufgefaßt, und sie hernach den Griechen in Europa mitgetheilt haben, wogegen aber alles streitet, und wovon auch nirgends etwas

angetroffen wird. In allen diesen Fällen, auch die letztern unwahrscheinlichern mit eingerechnet, war die Schrift, die Schreibkunst unter den Griechen lange genug schon einheimisch, daß Homer sich ihrer bedienen, und seine Gedichte verzeichnen konnte. — Am besten kommt man zurecht, wenn man bei der Sagengeschichte stehen bleibt, die immer zum Theil wahr seyn muß, daß Cadmus, oder die andern Colonien aus dem Orient das Schreiben schon nach Griechenland gebracht haben; widrigenfalls hätten sie auch wenig, oder nichts mitgebracht, und die nach Asien gedrängten Griechen konnten nimmer so bald und so sehr sich heben und auszeichnen, wenn diese und andere Künste ihnen vorher nicht schon geläufig gewesen wären. — Die Schreibkunst ist eine der wichtigsten und größten, ja, das Fundament aller Künste, und auch im ganzen Alterthum dafür anerkannt worden. Gewiß würde es daher in der Griechischen Mythologie und Geschichte angemerkt worden seyn, wenn, von wem, und wie Griechenland zu dieser Kunst kam, im Fall jene Sage vom Cadmus und seinen Buchstaben nicht mit Wahrheit gesagt werden konnte. Ueber-

haupt ist fast jeder Mythe des Alterthums immer mehr werth, als die beste Hypothese, die blos willkührlich und nach Vermuthungen etwas voraussetzt, um etwas anderes darauf bauen zu können. — Die Griechen haben entschiedenermaaßen weder die Buchstaben, noch die Schreibkunst erfunden, und sie sind ohnehin die großen Autodidakten nicht, wofür sie gewöhnlich gehalten werden. Es wird uns auch weiter nicht gesagt, wenn, woher und wie sie Schrift und Schreibkunst bekommen haben, als auf Anleitung jener aus dem Orient zu ihnen gekommenen Colonien. Da nun die Phönizier diese Kunst besaßen, sie also mitbringen konnten, und es auch gethan haben sollen; so wollen und müssen wir uns mit dieser nicht im mindesten verdächtigen und unverständlichen Sage begnügen. Nur dann ist eine alte ehrwürdige Sage des Alterthums zu verwerfen, wenn man etwas Besseres, Gründlicheres und gleichsam Historischerers statt ihrer weiß und aufbringen kann. Können keine Facta aus frühern oder spätern Zeiten zur Aufklärung der Sage aufgefunden werden; so muß man sich an diese halten, wenn man in

einem darauf Bezug habenden Punct etwas wissen will, oder, wenn man sie verwirft, beweisen, warum eine Sage nichts sagt, oder wohl gar nichts sagen solle.

Ist das Bisherige richtig, und kamen schon fast sechs Jahrhunderte vor dem Homer Schrift und Buchstaben durch Orientalische Colonisten nach Griechenland; so war unstreitig zu Homers Zeiten das Schreiben schon im Gang, zumahl unter den Asiatischen Griechen, die den Quellen der Kunst und Cultur näher saßen, und sich folglich auch leichter und schneller forthelfen konnten, als die Europäischen Griechen, die erst durch verstärkten Handelsverkehr mit jenen und ihren Colonien in Asien sich in Schwung brachten. — Wenn also Buchstaben, Schrift und schriftliche Denkmähler in Homers Jahrhundert schon im Gang und Brauch waren, wie es auch seyn muß, und die einige Säcula später unter den Griechen sich zeigenden Erscheinungen es hinlänglich beweisen; so ist es leicht begreiflich, warum Homer von so vielen andern Dingen und Künsten spricht, nur nicht von der Schreibkunst.

Wer red't unter uns von dieser Kunst, und gedenkt ihrer in Schriften? Oder wer hat auch nur vor Jahrhunderten davon gered't und geschrieben, als sie noch nicht so, wie itzt, allgemein eingeführt war? Wer denkt immer an's Allernächste? Niemand, eben weil es das Allernächste ist. Mir selbst ist es so gegangen, und zwar in einer Sache, wo das Nächste kaum aus der Acht gelassen werden konnte. Als ich nämlich einmahl die Deutsche Sprache auszumessen, und in jeder Hinsicht zu überschauen suchte; so fand ich, nachdem ich einige Zeit mit diesem Geschäft zugebracht, und alle erdenkliche Wörter theils gedacht, theils geschrieben hatte; so fand ich hernach zu meiner Verwunderung, daß die Wörter: Hand, Finger, Feder, Dinte, Papier fehlten, oder übergangen waren. — So geht es fast immer und überall, zumahl wie sich leicht denken läßt, beim Dichten, Singen und Phantasieren. Ja, man darf wohl zweifeln, daß der Dichter etwas leisten würde, der Schreiben, Druck, Papiererfindung und andere ganz nahe liegende Gegenstände in seine Dichtungen brächte, und bringen könnte. — Daß wir aus Homers Zei-

ten keine Bücher mehr haben, beweis't nichts gegen die vorige Behauptung. Diese Zeiten waren die poetischen, wo es höchstens mehrere Dichter gab, deren kürzern Gesänge entweder blos in's Gedächtniß geschrieben wurden, oder sich gegen die Homerischen Götterlieder nicht behaupten konnten. Und wer wollte mühsam und kostspielig Gesänge abschreiben, die geschwinder, wohlfeiler und angenehmer auswendig gelernt, und gesungen werden konnten? Desto mehr beweis't der Umstand für die obige Behauptung, daß einige Zeit nach dem Homer von Schriften, von schriftlichen Denkmählern und andern darauf Bezug habenden Erscheinungen in ganz Griechenland geredet wird, welches unmöglich geschehen konnte, wenn Schrift und Schreibkunst nicht bei Lebzeiten Homers bekannt gewesen wären, da diese Dinge unter die langsam gedeihenden und sich lernenden Künste gehören. — Man kann selbst behaupten, daß Homer seine Dichterwerke nicht gut entwerfen, nicht so ausbilden und vollenden konnte, wenn er sie nicht schrieb, und sie nicht auf diese Art leichter übersehen, verschönern und vervollkommnern konnte. Wenn

dieß Hypothese ist, oder es einmahl seyn soll, so ist doch lieber diese anzunehmen, die alles erklärt, und aus allem hilft, als jene von mehrern Homeren, die nichts hilft, nichts aufklärt, und nur mehr Schwierigkeiten und Räthsel herbeyführt. Es ließe sich noch sehr vieles darüber disseriren, allein es mag mit dem bisher Gesagten sein Bewenden haben.

Die Griechischen Buchstaben, oder das Alphabet und ganze Schreibwesen der Griechen ist Orientalischen Ursprungs, und zwar Phönizisch-asiatischen. Dieß zeigt eine kurze Ansicht einiger Orientalischen Alphabete, und deren Vergleichung mit dem Altgriechischen; so wie auch die Natur der Sache und der Gang aller Cultur dafür spricht. Die älteste Art der Griechen zu schreiben, war daher auch die Orientalische. Doch dieß ist bereits als ausgemacht anzusehen. Wenn man die Griechischen Schriftzeichen Griechische nennt; so geschieht es mit dem nämlichen Grund und mit der nämlichen Bedeutung, als wenn die Buchstaben der Deutschen Deutsche genannt werden. So wie unsere Deutschen

Buchstaben nur eine Modification der Römischen sind, die im Mittelalter von Deutschen Mönchen, als man mehr zu schreiben anfieng, gleichsam abbrevirt wurden; eben so ist dieß auch der Fall mit dem Griechischen Alphabet, das eine Modification des Phönizischen, oder eines andern Orientalischen Alphabets ist. — Diese Buchstaben und Schriftkunst mag übrigens unmittelbar, d. h. durch Orientalische Colonien, oder mittelbar, d. h. von den Lydiern zu den Griechen gekommen seyn; so hat dieß nichts auf sich, und verändert nichts in der vorher gegebenen Behauptung, daß man zu Homers Zeiten schon geschrieben habe. Die Völker in den Persischen Ländern lernten von den Indiern und Bactriern; so wie die Syrischen und Phönizischen Reiche wieder von den Medern und Babyloniern lernten. Die erste Stufe nach den Nationen in Oberasien, betraten in Vorderasien die Lydier, und sie sind es, die in der bekannten Geschichte eigentlich zuerst in allem, was sich auf Kunst und Cultur, auf Handel und Verkehr bezieht, in Betrachtung kommen. Nach dem Herodot prägten sie zuerst Geld,

welches wahrscheinlich nichts anders bedeutet, als daß sie von den Phönizìern die Zeichen für das Gewicht im Tauschhandel annahmen. Bei den Lydiern kam auch zuerst ein beträchtlicher Vorrath von Gold und Silber zum Vorschein, und zwar theils aus den Goldflüssen, theils auf der Oberfläche des Berges Tmolus, theils durch Versuche von Bergwerken. Eben so früh erscheinen bei ihnen Kunstwerke aus Metall, Weihgeschenke von Gold und Silber für berühmte Göttertempel, und andere Spuren von Kunst und Cultur, welche Schrift und schriftliche Verzeichnung voraussetzen. An diese cultivirten Lydier stießen die Asiatischen Griechen, die folglich von ihnen lernten und annahmen, was sie noch nicht wußten und hatten. Immer bleibt also die frühe Bekanntschaft der Griechen mit der Schreibkunst gewiß, sie mögen sie nun von den Lydiern, oder von jenen Orientalischen Colonien überkommen haben; so wie auch ihr nächster Zusammenhang und Verkehr mit Orientalischen Völkern keinen Zweifel leidet.

Um endlich auf den Homer und seine Werke selbst zu kommen; so zeugt seine Sprache

von großer Cultur und Bildung, die ohne Schrift und Schreibkunst weder möglich war, noch so weit vorschreiten konnte. Der künstliche Pflug, das dreimahl umgepflügte Land, die Beschäftigung des weiblichen Geschlechts im Homer, alles dieß und mehreres zeugt von beträchtlichen Fortschritten in der Civilisation und Kunstgeschicklichkeit der Griechen. Und doch soll man zu Homers Zeiten vom Gebrauch des Hauptmittels aller Cultur und Kunst nichts gewußt haben! Dieß ist nicht möglich, und es läßt sich nicht einmahl denken, daß Schriftzüge und Schreibmaterialien tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung noch nicht unter den Griechen vorhanden gewesen seyn sollen. In den ältesten Sprachen des Orients, in der Zendsprache, in der Pehlvischen, Persischen, der Saucritsprache, wie in der Hebräischen, Babylonischen oder Chaldäischen gab es, allen Anzeichen zufolge, noch früher, als tausend Jahre vor Christo beträchtliche Religionsschriften und Gesetzbücher. Warum soll es denn in der Griechischen Sprache, und unter den ersten gebildeten Griechenvölkern, die vom Orient ge-

lernt hatten, keinen geschriebenen Homer gegeben haben? Dieß ist nicht einzusehen, und streitet wider alle analogische Geschichtsschlüsse. Wenn diese nicht mehr gelten sollen; so muß sehr Vieles wegfallen, was bisher gegolten hat. —

Daß die Gedichte Homers erhalten, und blos mündlich fortgepflanzt werden konnten, ohne niedergeschrieben zu seyn, dieß läßt sich nicht läugnen, und wird selbst durch das Beispiel von Ossians Gedichten bestätigt. Aber aus dieser Möglichkeit auf eine Wirklichlichkeit einen Schluß machen, und zu behaupten, daß Homers Gedichte nicht gleich geschrieben worden sind, dieß ist schwer und unsicher. Und doch hat dieser Umstand, wie die falschen Ideen von den so genannten Rhapsoden sehr vieles zur Erzeugung jener Behauptung beigetragen. Allein Schottland, oder Brittanien, wo Ossian dichtete, ist sehr weit von Griechenland verschieden. Brittanien lag zu den Zeiten des Ossian noch sehr isolirt da, und stand in geringem Verkehr mit cultivirten Völkern und Ländern, zumahl die

Picten und die Scoten, die fast von aller Gemeinschaft mit der Kunstwelt abgeschnitten waren. Dieser Fall und diese Lage der Dinge läßt sich gar nicht auf Griechenland zu der Zeit Homers anwenden; folglich auch kein Schluß der Analogie von der Erhaltung der Ossianischen Werke auf die Fortpflanzung der Homerischen Gedichte machen. — Was aber die Rhapsoden anbelangt; so waren dieß eigentlich Declamatoren und Schöngeister, die eigene, oder fremde beliebte Volksgesänge gleich aufführten, d. h. durch Gesang gaben, oder vorstellten; so wie es noch Sitte ist, daß schöne Stellen aus Büchern declamirt, und treffliche Gedichte öffentlich gesungen werden, ob sie gleich gedruckt stehen. Wenn Homers Gedichte vorzüglich von den Rhapsoden gesungen wurden; so geschah es nicht etwa deßwegen, weil sie nicht geschrieben waren, und man sie nicht lesen konnte, sondern deßwegen, weil sie sehr beliebt waren, und die Schriften und Bücher damahls ziemlich theuer, oder doch nicht so wohlfeil und allgemein verbreitet, wie gegenwärtig und seit der Druckerfindung waren. Die Homerischen Gedichte konnten also

immer gesungen werden, wenn sie auch geschrieben waren, da sie einmahl großes Vergnügen gewährten, und Gesänge nicht, gleich Predigten, abgelesen werden müssen. — Lykurg brachte Rhapsoden von Kleinasien nach Sparta; und Solon verordnete in Athen, daß die Rhapsoden Homers Gedichte unmittelbar nach einander sängen, d. h. einen Gesang, oder ein Stück nach dem folgenden, wie's damit zusammen hing. Diese Verordnung hätte nicht einmahl Statt finden können, wenn Homers Gesänge nicht geschrieben gewesen, und eine gewisse Uebersicht erlaubt hätten. Doch ist darauf nicht viel zu bauen, weil zwischen Solon und Homer ein großer Zeitraum dazwischen liegt, worin vieles mit den Homerischen Gedichten vorgenommen werden konnte. Pisistratus ließ Homers Gesänge in eine neue und noch bessere Ordnung bringen, und sie gleichsam von neuem ediren, so wie Ossians Gedichte auch mehrmahls in Ordnung gebracht und zusammen gestellt worden sind. — Nach und nach im Fortsteigen der Cultur und bei der Erleichterung des Schreibens und Vervielfältigung der Bücher arteten die Rhapsoden aus in

Markt= und Budensänger, die gefühl= und geistlos Lieder hersangen. Gerade wie bei uns, wo erst das öffentliche Singen von Liedern ein ehrwürdiges Geschäft war, das in ältern Zeiten selbst von wichtigen Personen, von Priestern getrieben wurde, nach und nach aber bei Vermehrung der Bücher und Lecture, und bei der gestiegenen Cultur in Verfall gerieth, so daß man's itzt fast nur noch von Marktschreiern und Trödelsängern hört. Allein so wie bei uns ehemahls und itzt Gedichte nicht etwa deßwegen gesungen werden, weil sie blos im Gedächtniß gewisser Leute, und noch auf keinem Papier stehen; eben so wird es auch in Griechenland gewesen seyn, dessen öffentliche Liedersänger mit den unserigen, wenigstens wie sie ehemahls waren, mehrere Aehnlichkeit haben. Dieser Umstand mit den Rhapsoden beweis't demnach nichts wider die Behauptung, daß Homers Gedichte gleich Anfangs geschrieben worden sind. Desto mehr wird aber diese Behauptung bestätigt, theils durch den Gang der Cultur vom Orient nach Griechenland, und durch das früheste Vorhandenseyn der Schrift und schriftlicher Denkmähler in

Oberasien, theils durch die Erscheinungen von Cultur und Kunst in Griechenland zu Homers Zeiten, die Schrift und Schreibkunst voraussetzen und theils durch die Ilias und Odyssee selbst, deren Inhalt und Einheit ohne Schreibkunst unmöglich so erhalten werden konnte. Will man endlich auf ein solches Genie, dergleichen Homer war, nichts bei dieser Sache rechnen? Ein solcher großer Kopf wird Mittel gefunden haben, sich der Schreibkunst zum Behuf seiner Werke zu bedienen, auch wenn sie noch nicht im allgemeinen Gebrauch gewesen seyn sollte. Den Homer seine Gedichte blos componiren, memoriren und recitiren lassen, dieß heißt ihn und sein Genie offenbar verkennen und herabsetzen, zumahl wenn man seine Gedichte kennt, und sich mittelst derselben von seiner genauen Kenntniß der damahls bekannten Welt, die um das Asiatische und Europäische Griechenland herum lag, überzeugt. Gesteht man dem Homer nur einige Bekanntschaft mit Asien zu; so muß man ihm auch eine Kenntniß von der damahls längst herrschenden Schreibkunst einräumen, folglich mit-

telbar den Gebrauch derselben; denn beides, die Schreibkunst kennen, und sich ihrer bedienen, läuft ziemlich auf eines hinaus, zumahl da schon vor dem Homer von Buchstaben und Schriftzeichen in Griechenland geredet wird.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kurze Geschichte aller epidemischen Uebel,

mit besonderer Hinsicht auf Deutschland.

Epidemische Seuchen, ansteckende Krankheiten sind, man kann fast sagen, nothwendige und allgemeine, folglich unvertilgbare Uebel in der Welt. Von jeher wütheten tödtliche Plagen in dem Völkercreis; itzt toben hier und da Pesten, z. B. das gelbe Fieber in Nordamerica; und immer wird das Menschengeschlecht, zumahl in den cultivirten Zonen, von dergleichen unsichtbaren Würgengeln angefallen werden, und sich selbst die Erstlinge aller Art entreissen lassen müssen. Pest und Seuche sind in der Völkerregion eben das, was grimmige Winter und zerstöhrende Wettererscheinungen

in dem Insecten- und Thierreich sind; und wie hier die Verminderung des schädlichen Ungeziefers und der überzahlreichen Viehrassen; so ist dort ebenfalls die Verringerung der Menschen in überfüllten Ländern der Zweck solcher todschwangern Erscheinungen in der Natur. Der Himmel scheint die Menschen und die Völker eben so, wie die Thiergeschlechter zu behandeln, und zu Gunsten der obersten Geschöpfsgattung auf unserm Planeten so wenig eine Ausnahme von den eisernen Gesetzen der Natur zu machen, wie zu Gunsten der niedrigsten Wesengattung. Die ganze Geschichte, und alle Kundschaft, die wir von der vorigen und der gegenwärtigen Lage der Menschen in der Welt haben, beweis't dieß auf's unwidersprechlichste.

Lebt ein Volk im einfachen Zustand der Natur, und von cultivirten Völkern isolirt, wie z. B. noch vor zwei tausend Jahren unsere alten Vorfahren, die Deutschen: so werden zwar nicht Seuchen und Pesten, nicht schädliche Fieber und andere ansteckende Uebel, nicht die Krankheiten des Luxus und der Ueberfeinerung unter demselben herrschen; allein es

wird auf andern Wegen große Einbuße an Menschen erleiden, und immer so sehr zusammen schmelzen, daß die Familien des Volks Platz und Raum neben einander behalten. Ewige **Blutkriege** und häufige **Auswanderungen**, dieß sind die großen Uebel, welche verhindern, daß rohe und wilde Völker nicht zu zahlreich werden, und andere gleichsam aufzehren. Ganze Horden und Stämme gehen in den grausamen Kriegen, welche uncultirte Nationen unter einander führen, völlig zu Grund, da sie sich nicht anders gegen einander betragen, wie wilde Thierrassen. Und wenn dergleichen Kriege und Ausmordungen noch nicht hinreichen, ein gewisses Gleichgewicht in der Menschenmenge eines Erdstrichs zu erhalten; so entstehen Uneinigkeiten und drohende Bewegungen in der Mitte roher Horden. Dadurch werden Auswanderungen und Zerstreuungen in minder volle Regionen veranlaßt, und die dichten Menschenmassen mehr zertheilt. Ueberall in der Welt der Wilden sind dieß die regelmäßigen Erscheinungen, deren Endzweck zugleich offenbar am Tag liegt.

Tritt ein Volk in Verkehr mit cultivirten Völkern, und wird es dadurch allmählig selbst cultivirt; setzt sich ein Volk in einem Land auf immer fest, und nähert es sich dem edlern Bürgerthum; so werden sich in kurzen andere Uebel bei demselben einfinden, so werden epidemische Seuchen und verderbliche Krankheiten unter ihm einreissen, und die nämlichen Wirkungen hervor bringen, welche sonst die blutigsten Kriege und die stärksten Auswanderungen erzeugten. Denn es darf einmahl die Zahl der Menschen, weder überhaupt auf unserer Erde, noch in einzelnen Ländern derselben ein gewisses Maaß nicht übersteigen, und zwar deßwegen nicht, theils weil für die auf die Menschen abwärts folgenden vielen Thiergeschlechter gesorgt werden, und theils die Menschenmenge in richtigem Verhältniß zu der durch nothwendig vorhandene Thiere und Pflanzen beengten Erde stehen muß. Es darf daher niemahls blos gefragt werden: Wie viel Menschen wohl überhaupt auf der Erde Platz haben? sondern: Wie viele Menschen wohl in einem Land mit guter Art beisammen wohnen und leben können? Oder noch richtiger: „Wie

viel Menschen, Thiere und Pflanzen in einem gegebenen Erdstrich zum wechselseitigen Gebrauch Statt finden können?" Wenn die Menschen, oder vielmehr die Staatsdirectoren so fortfahren, die Thiere und die Pflanzen, wie bisher, für nichts zu rechnen; so wird es manchen Völkern noch trübseelig ergehen, und das ganze Leben ihrer einzelnen Individuen wird aus einem einzigen Kampf für die Eroberung und Befriedigung der ersten Bedürfnisse bestehen. —

Als die Deutschen bei der Völkerwanderung mit cultivirten Völkern und Ländern zu thun bekamen, im sechsten, siebenten und achten Säculum, selbst in ihren alten Behausungen zwischen dem Rhein und der Elbe sich zu cultiviren anfingen, und die häufigen Wanderungen und großen Kriegsgemetzel ein Ende nahmen, da stellten sich neue Uebel bei ihnen ein, da zog das alles verschlingende Ungeheuer, die Pest, nach Deutschland, und mordete die Menschen in unermeßlicher Menge. Vom siebenten Jahrhundert an bis zum funfzehnten wüthete die Pest

in Deutschland fast regelmäßig alle 20 bis 30 Jahre, und dauerte gewöhnlich zwei, drei und vier Jahre, auch wohl sieben Jahre nach einander, so daß nach und nach die Deutschen Nationen an dieses Todesübel sich auf eben die Art gewöhnten, wie gegenwärtig und schon lang, ihre Nachkömmlinge an die Pocken und Masern, und an andere epidemische Seuchen.

Um das Jahr tausend nach Christi Geburt tobte eine große Pest in Deutschland, und zwar sieben bis acht Jahre hindurch; daher mehrere Chronikenschreiber im kläglichsten Ton berichten: die Hälfte aller Bewohner Deutschlands wäre damahls aufgerieben worden, und viele Dörfer und ganze Städte hätten kaum noch einen lebendigen Menschen übrig behalten. — Die Seuche, welche im Jahr 1125 ausbrach, war dieser an Heftigkeit völlig gleich, und ein sehr großer Theil der Deutschen und ihrer Nachbarvölker ward in den Erdboden verscharrt. Nicht ganz so heftig waren die Pesten des zwölften Jahrhunderts, z. B. 1143, 1150, 1165, 1181, und 1196.

Auch die Pestzeiten des dreizehnten Säcu-lum waren nicht so verderblich, als jene beiden, obgleich, wie sich wohl denken läßt, so viele Lebendige darin weggeraft wurden, daß man sich fast wundern muß, wo noch Menschen genug zu langwierigen Kriegen, zu Landarbeiten, und zu andern Geschäften hergekommen sind. In Erfurt starben im Jahr 1272. sechs und dreißig Schock, *) oder 2160 Menschen; und so verhielt sich's auch in vielen andern Städten von Deutschland.

Schrecklicher waren die Pesten des vierzehnten Jahrhunderts, z. B. 1315 und 1316, wo der Tod in Erfurt allein 12785 Menschen wegraffte, unter welchen 8000 vor Hunger umkamen. Allein um die Mitte des gedachten Jahrhunderts flammte wieder eine ganz beispiellose Pest nicht blos in Deutschland,

*) Bekanntlich wurden die Menschen im Mittelalter meist nach Schocken gezählt, wie itzt Birnen und Heringe, und überhaupt ganz anders behandelt, als sie nach gewissen Systemen der neuen Zeit behandelt werden sollen. —

sondern in dem größten Theil von Europa auf, die sieben Jahre ohne Aufhören würgte, und deßwegen, und wegen ihrer höllischen Wuth allgemein der schwarze Tod genannt wurde. Damahls gerieth in Europa alles in Furcht und Schrecken, ja, in Verwirrung und Anarchie, und Jedermann verzweifelte an seiner Rettung. Denn Dörfer, und Städte ohne Zahl standen leer; das Vieh, seiner Herren beraubt, irrte schaarenweise herum, und flohe aus der todten Menschenwelt in die Heiden und Waldungen, wo es, wie im Chaos, durch einander rannte, und sich zum Theil aufrieb. Manche Länder starben fast ganz aus. In Italien ging die Hälfte aller Bewohner zu Grund, und in Deutschland, wo sie besonders zwei Jahre durch wüthete, der vierte Theil der Menschen. Fast eben so wurden alle andere Länder in Europa vom schwarzen Tod verheert, und in ein allgemeines Todtenfeld verwandelt.

Die Wirkungen dieser grimmigen Pest auf die Menschheit waren sehr auffallend und vielartig. Der Gang der öffentlichen Geschäfte wurde aufgehalten und geändert. Die In-

dustrie litt unsäglich, und unbeschreiblich traurig war der Verfall der Moralität; weder göttliche noch menschliche Gesetze galten mehr, jeder that ungestraft und ohne Scheu, was ihm gut dünkte, und die Menschenliebe schien ganz von der Erde entfliehen zu wollen, indem die Immoralität der Menschen in dem Grad wuchs, in welchem das Unglück und Verderben sich vermehrte.

Jammer und Elend überschwemmten gewöhnlich in dergleichen Pestjahren des Mittelalters alles, wie eine Sündfluth, und Niemand wußte sich zu retten und zu helfen. Die Polizey war noch so gut, wie unbekannt; denn erst im vierzehnten Säculum wurden in der Lombardey, besonders im Mailändischen, die ersten politischen, oder Polizey-Anstalten gegen die Pest getroffen, deren Erfolg aber nicht ganz den Absichten entsprach. Das meiste blieb bei diesen Pestübeln wie bei andern Unfällen, den Pfaffen überlassen, die jede Pest als eine gerechte Strafe der Gottheit schilderten, und nichts dagegen als geistliche Mittel empfohlen, nichts als Be-

ten und Singen, öffentliche Büßungen und Prozessionen. Gesunde und Kranke liefen zu Haufen an die Altäre, an die Bildnisse der Heiligen in den Kirchen und Kapellen, und beteten und ächzten da auf den Knien so lange, bis die Kranken todt liegen blieben, und die Gesunden angesteckt wurden. Das abergläubische, und von den Pfaffen verzagt gemachte Volk ließ sich ruhig, wie eine Schaafheerde, würgen, und hielt alle Mittel und Anstalten wider die Pest für unerlaubt und gottlos; denn Nordscheine und Kometen, feurige Schwerdter und blutige Ruthen am Himmel galten, nach dem Vorgeben der Geistlichkeit, jedesmahl als Zeichen der Pest, als Zeichen, daß ganze Länder und in Sünden versunkene Völker unbedingt den Strafgerichten der zornigen Gottheit unterworfen werden sollten. — Je länger eine Pest dauerte, desto höher stieg der Jammer, und es erfolgten die gräßlichsten Auftritte, die unerhörtesten Grausamkeiten, die keine Feder zu schildern vermag. Denn endlich wurde man des Begrabens müde, und ließ die Leichnahme zahllos herum liegen; oder man warf die angesteckten Lebendigen und die verwesenden

Todten in große Gruben durch einander, und erstickte die Erstern durch das darauf geschleuderte Erdreich; oder man vernagelte und vermauerte die Häuser, worin die Pest herrschte, und stürzte auf solche Art die Kranken und die Gesunden in den schleunigen Untergang, da die Letztern, von Hunger und Gestank gequält, den Erstern geschwind todt nachfielen. Wenn dieß alles nichts helfen wollte, und wenn im Gegentheil die Pest nur noch stärker wüthete, da die Todten, die man in die Flüsse warf, und der giftige Qualm, der aus den wieder eröffneten Häusern herausfuhr, ihre Heftigkeit nothwendig noch mehr verstärkte; so that man gar nichts weiter, so empfohlen die Obrigkeiten die Länder, die Städte und Menschen dem Schicksal, und ließen die Mönche und Pfaffen den Himmel und alle Heiligen zur endlichen Abwendung des allgemeinen Verderbens bestürmen. Eine Art von Gefühllosigkeit und Verzweiflung bemächtigte sich dann der übrigen Menschen, so daß sie alles stehen und liegen ließen, und sich um nichts mehr bekümmerten. Die Gärten und die Felder blieben ungebaut liegen, und das Vieh wurde verwahrloßt; man

glaubte auf dieser Welt nichts weiter nöthig zu haben, und erwartete ganz gleichgültig jeden Augenblick den Todesschlag. Diese kaum glaubliche Indolenz trieb das herrschende Elend vollends bis zum höchsten Gipfel empor, es entstand Hungersnoth und Viehsterben, die Opfer des Todes vervielfältigten sich in's Unendliche, und die müde Pest legte sich am Ende in den schauerlichen Einöden der Länder, wie eine Feuersbrunst, die alles verzehrt hat, und keinen Brandstoff mehr antrift.

Durch die Kreuzzüge, und durch die spätere Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien auf der einen Seite, so wie durch die Bekanntschaft mit der Arabisch-Orientalischen und Griechisch-Römischen Cultur und Litteratur auf der andern Seite, gelangte Europa, folglich auch Deutschland theils zu größerm Wohlstand, theils zu höherer Bildung, und es wurde seit diesen großen Eräugnissen in Europa und Deutschland der Grund zu allen bürgerlichen und wissenschaftlichen Einrichtungen gelegt, die noch itzt fortdauern. Allein diese Fortschritte

auf dem Weg der Kunst und der Cultur waren auch mit neuen großen Uebeln vergesellschaftet, und es zeigten sich seitdem Epidemien und Todesplagen in Deutschland und andern Ländern, die eben so stark unter dem Volk herum mordeten, als vorher die Pest, welche nunmehr seltner zu werden anfing, und gleichsam von andern Würgengeln abgelös't wurde *). Durch die Kreuzzüge waren die Pocken und der Aussatz in unsere Länder verpflanzt worden; und durch die Entdeckung von Amerika die Ve-

*) Aufhörte die Pest deßhalb nicht, sondern sie wurde nur, wie gesagt, seltener. So tödtete z. B. im Jahr 1679 eine Pest allein in Wien 123,000 Menschen. Eben so wüthete 1720 eine abscheuliche Pest in Marseille, Toulon und der ganzen Provinz. In Toulon starben von 26,276 Einwohnern über 16000, und die Provenze erlitt einen Verlust von wenigstens 200000 Menschen. Doch kaum sahe man sich von der Pest befreit; so tröstete man sich über seinen Verlust, und redete mit eben so vieler Kaltblütigkeit davon, als man von einer mißrathenen Erndte spricht, oder von dem Schrecken, den irgend ein vorübergehender Sturm in den Feldern angerichtet hat. —

nerische Krankheit, wozu noch der so genannte Englische Schweiß, und der Scorbut sich gesellten.

Dieß waren die neuen Seuchen und Pesten, welche itzt in Deutschland und anderwärts auf die schrecklichste Art grassirten, welche fast alles ansteckten, und die Menschen ohne Zahl und Ende dem Verderben zulieferten. Der Aussatz gab die Veranlassung zu den vielen Badstuben in Deutschland, und eine große Menge Menschen lag in vielen tausend Aussatzhäusern ohne Hülfe und Pflege herum, wie die Kranken am Teich zu Bethesda. Zwar legte sich dieses Uebel zu Anfang des funfzehnten Säculums wieder; allein die Pocken, die Venerische Krankheit und der Englische Schweiß griffen immer weiter um sich, und stifteten noch größere Verheerungen. Dadurch wurde dem Ueberwuchs der Menschen gesteuert, und das Volk gleichsam immer gesäubert. Der gesunde übrig gebliebene Theil war hinreichend, das Land zu bauen, und die gewöhnlichen Verrichtungen in einem Staat zu treiben; daher man auch aller dieser epidemischen Uebel unge-

achtet, niemahls Klagen über Mangel an Menschen und Armeen aufgezeichnet findet. Dabei muß man auch noch bedenken, daß das rauhe und ungezähmte Wesen des Mittelalters auf die Bevölkerung und Menschenmenge einen vortheilhaften Einfluß hatte; so wie überhaupt in einem einfachen Lebenszustand die Menschen sich weit stärker vermehren, als in luxusvollen und verkünstelten Zeitaltern.

Im sechszehnten Jahrhundert ließ die Wuth der vorher genannten Epidemien, mit Ausnahme der Pocken, merklich nach, und es schien, als wenn Deutschland von seinen Plagen, wenigstens größtentheils, befreit werden sollte. Doch dieß schien auch nur so, und es war weiter nichts, als ein ungewisser Ruhepunct der ermatteten Seuchen, und der schreckliche Uebergang zu neuen, bisher unbekannten ansteckenden Krankheiten und Epidemien. Seit der Reformation, seit der Zeit, wo Deutschland die höchsten Stufen der Cultur zu erklimmen begann, äußerten sich neue periodische Krankheiten, äußerten sich bösartige Fleck- Faul- und Katarrhalfieber, die, wie

ehemals, die Pest, alle zwanzig bis dreißig Jahre grassirten, und eine große Anzahl von Menschen in's Grab stürzten, wie dieß z. B. der Fall im — und nach dem siebenjährigen Krieg war, wo sie ihre unglückliche Periode begingen. Eben so gab es in den Jahren 1732 und 1733 einen epidemischen Katarrh, der vielen Menschen das Leben kostete. Und ganz zu Ende des 18ten Säculums wütheten die gedachten schädlichen Fieber in mehrern Ländern von Europa, besonders in Norddeutschland und Preußen, wo diese Epidemien unter dem allgemeinen Namen der Influenza großen Schaden in der Menschenwelt anrichteten. In Spanien stellte sich sogar eine grimmige Pest aus Afrika ein, die von allen traurigen Erscheinungen des Mittelalters bei solchen Fällen begleitet war; denn die Menschen fielen todt auf den Gassen der Städte nieder, die endlich wegen der Menge der Leichnahme und wegen einer fast allgemeinen Flucht der gesunden Städtebewohner zum Theil unbegraben herum lagen. In Sevilla allein starben vom 23sten August bis zum 14ten November des Jahrs 1890, 32,904 an dieser Pest; und

in ganz Spanien während dieser kurzen Zeit 79,500 Menschen.

Zu den obigen neuen Seuchen und tödtlichen Fleck- Faul- und Katarrhalfiebern kamen noch andere Krankheiten, kamen noch die Frieseln, die Rötheln, die Gicht mit den Nervenkrankheiten, und mehrere dergleichen Uebel, welche jenen vorarbeiten, und die Zahl der Todesopfer gar sehr vervielfältigen helfen. Die vielen Nervenkrankheiten und andere große Gebrechen der menschlichen Natur in unsern Zeiten sind vorzüglich die Früchte des Luxus und der Ueberfeinerung, und das Unheil, das die Ausartung und physische Unvollkommenheit unserer Generationen anstiftet, scheint immer größer werden zu wollen. Schon zählt man weit über tausend menschliche Krankheiten, statt daß die Deutschen in ihrem alten einfachen Zustand der Natur kaum eine Vorstellung von einer Krankheit hatten. Die Cultur führt also zu eben so viel Bösem, als Gutem, und es scheint, als wenn ein ziemliches Gleichgewicht auch in diesem Punct, wie in jedem andern, herrschend wäre.

Da übrigens auf blutige Kriege gewöhnlich Epidemien, Pest und Hungersnoth folgen, und da Europa und Deutschland insonderheit durch einen der mörderischsten Kriege mit Blut und Leichnahmen erfüllt worden ist; so muß man sich fast wundern, daß in unsern Tagen nicht Epidemien nebst Theurung und Hungersnoth wüthen, und uns den schrecklichen Französischen Revoluzionskrieg in seinen Folgen nicht noch empfindlicher machen. — Gott verhüte, daß dergleichen Uebel nicht nachkommen, und daß Europa dadurch nicht stärker, als seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts heimgesucht werde!

Wenn man über diesen Gang, und über diese Abwechselung menschenwürgender Epidemien etwas nachdenkt; so wird sich gleich ergeben, daß mit jeder Stufe der Cultur, die ein Volk besteigt, neue Uebel und Gebrechen verknüpft sind, und daß alles in der Welt, auf eine unabänderliche Weise, aus Glück und Unglück, aus Freuden- und Jammerstoff zusammen geknetet ist. Ein Volk mag im einfachen Zustand der Natur leben, oder es mag in den

mittlern, oder auch in den höhern Graden der Cultur sich herum drehen; so wird es allenthalben von Uebeln und Gebrechen geängstigt; so steht es allemahl zwischen Himmel und Hölle, und Schwäche und physische Unvollkommenheit wird immer mehr sein Loos, je mehr es sich cultivirt und verfeinert. Doch dieß muß so seyn. Denn ohne Uebel und Unglück würde keine Glückseligkeit auf der Welt statt finden, ja, Niemand würde einen Begriff davon haben, sondern im reizlosen Einerlei, in träger Ruhe würde alles, was Leben und Odem hat, seine Existenz verbringen, und durch nichts in stärkere Bewegungen, in angenehme Leidenschaften versetzt werden. Die voreiligen Menschen tadeln Gott und die Natur der Dinge, ohne über die nothwendige Vermischung des Guten und des Bösen nachzudenken, und ohne zu erwägen, daß die Welt nicht anders geschaffen und eingerichtet werden konnte, als sie ist, wenn sich's mit Reiz und Lust, mit Wechsel und Thätigkeit darauf leben lassen sollte. Wer will blos vegetiren, wie die Pflanzen? Wer will immer in einerlei Stimmung, in einerlei Lebensgenußart bleiben? Dieß wäre unerträg-

lich, und der höchste Grad des Uebels und des Elends. Durch Glück und Unglück, durch Ruhe und Unruhe, durch Schmerz und Vergnügen, durch Furcht und Freude müssen die Menschen, wie alle Geschöpfe, wandeln, und dadurch erst zu Begierden und Leidenschaften entflammt werden, um ihre Kräfte zu äußern, ihre Anlagen zu bilden, und sich zu immer höherer Existenz geschickt zu machen. Nur der Schöpfer der Welt weiß, was die Glückseligkeit der Menschen begründet, die Menschen wissen es nicht; wenn sie alles nach ihren Ideen und Einfällen umändern könnten; so würde die Welt längst öde und leer stehen, und nichts als ein todtes wildes Chaos vorstellen.

Ueberläßt man sich in der Stille dergleichen Betrachtungen über die auffallenden Erscheinungen in der Welt, und über die Eräugnisse der Vorzeit; so muß man nothwendig über die Schwärmerei und Unbesonnenheit derer lächeln, welche die Uebel auf der Erde sämtlich ausrotten, und welche so lang an der Menschheit herum arbeiten und bessern wollen, bis alles Unglück und Elend verschwunden, und bis eine

allgemeine Vollkommenheit und Glückseligkeit erwirkt worden ist. Wie gutmüthig und enthusiastisch! Aber auch wie unbedachtsam und kurzsichtig! Die Ideen von der Verbannung aller Uebel aus der Welt, und von der Begründung einer vollkommenen Glückseligkeit sind nichts als Schimären und täuschende Träume, die jeden, gleich Irrlichtern, in Abwege und Sümpfe ziehen, der sich ihnen überläßt, und sie nicht durch Nachdenken und Grundsätze überwältigt.

Uebel und Unglück muß es auf dieser Welt geben; Seuchen und Epidemien müssen unter den Erdenvölkern von Zeit zu Zeit wüthen, und toben, Blattern und schädliche Fieber müssen einen Theil der Gebohrnen wieder ertödten, damit die Nationen in den Ländern sich nicht überhäufen, und die Menschen einander nicht selbst aufreiben. Was sollte denn mit allen Menschen werden, wenn alle Kinder groß wüchsen? Wo sollte am Ende Raum und Unterhalt für die Menschen herkommen? Es langt schon in unsern Ländern, und beim gegenwärtigen Stand ihrer Bevölkerung nichts mehr zu, und die

Menschen reiben und drängen sich einander, als wenn gar kein freier Raum mehr vorhanden wäre. Was sollte dann erst werden, wenn die Menschenmenge noch weiter stiege, und wenn, wie manche Statistiker wähnen, die Quadratmeile Land sechs bis acht tausend Menschen enthielte? Oder glaubt man, daß in einem Land so viel Menschen zu leben vermögen, als auf seiner Grundfläche beisammen stehen können? Fast scheint es so, als wenn man nur für den Platz, den jeder Mensch mit seinem Körper einnimmt, bei der Bevölkerung eines Districts sorgen müsse. Wie kurzsichtig! Jedes Land muß in das Pflanzen = Thier = und Menschenreich gehörig getheilt werden, wenn Leben und Genüge darinn statt finden soll. So lang uns Gott keine Wege eröffnet, worauf wir unsern Menschenüberfluß in andere Planeten schicken können, oder so lange nicht alle Meere der Erde in fruchtbare Länder sich verwandeln, so lange muß jeder über die Leute lächeln, welche die Pocken und alle Uebel wegschaffen wollen, und dem Staat mit der Realisirung ihrer widernatürlichen Projecte beschwerlich fallen. Da hätten die Staatsdirectoren wahrlich! viel

zu thun, wenn sie nach den enthusiastischen Grillen mancher Menschen, die ihrer Phantasie erliegen, bald Leichenhäuser, bald Blatternhäuser, bald Armenhäuser, und Gott weiß, was noch für Häuser anlegen sollten, zumahl da sie mit großer Betrübniß die Nothwendigkeit betrachten, womit öfters in blutigen Kriegen die besten und gesundesten Menschen zu Tausenden und Hunderttausenden hingeopfert werden. Tilgt erst, ihr Enthusiasten! dieses erschreckliche Uebel, wenn ihr könnt! Schaft erst Sicherheit für das Leben und Wohl der Erwachsenen, eh' ihr euch der Säuglinge und der Ungebohrnen annehmt! Wenn die Kriege zum ewigen Stillstand gebracht werden können, dann wird sich's mit den meisten andern Uebeln des Menschengeschlechts von selbst geben. Der Krieg ist die Quelle alles Uebels in der Welt, und ohne daß er aufhört, steht alles Erdenunglück unveränderlich. —

Es könnte auch in der That gar nichts gewonnen werden, wenn es ja möglich wäre, die Pocken und andere Uebel auszurotten, wie alle

Enthusiasten sehr leicht wahrzunehmen vermöchten, wenn Nachdenken, Geschichte und Erfahrung ihre Sache wäre. Denn

Erstlich, würden und müßten neue Uebel und Epidemien an die Stelle der ausgerotteten treten, so daß demnach keine Verbesserung, sondern nur eine Veränderung oder wohl gar Verschlimmerung in diesem Punct erfolgte. Die Geschichte und das Beispiel von Nordamerika scheint dieß zu bestätigen, als wo eine neue Epidemie, das sogenannte gelbe Fieber, außerordentlich zu wüthen angefangen hat, seitdem die Pocken, und zwar durch übermäßige Künstelei, größtentheils verdrängt worden sind. Ueberhaupt scheint sich das gelbe Fieber, als eine neue Pest, in Amerika einheimisch machen zu wollen; es grassirt fast alle Jahre, bald schwächer, bald heftiger, bald allgemeiner, bald beschränkter, und zerstöhrt das Leben sehr vieler Menschen. Es hat dieß unstreitig seinen Grund in der Lage und Beschaffenheit des Landes. Denn während oder kurz nach der periodischen Regenzeit entstehen in der heißen Zone von faulenden

vegetabilischen und animalischen Substanzen nachlassende Fieber und Katarrhe, die so arg wüthen, als die Pest in Asien und Aegypten. Diese Uebel erstrecken sich durch alle niedrige Gegenden von Canada bis Florida, und sind, dem Anschein nach, eine bloße Varietät des Wechselfiebers, nur durch Klima, Boden und Jahrszeit modifizirt. Auch bei uns entstehen die meisten Fieber durch Morastausdünstungen und durch die Dämpfe verwesender Vegetabilien.

Zweitens, ist es entschieden, daß die Sterblichkeit in einem Land unverhältnißmäßig immer stärker wird, je stärker die Menge der Einwohner sich vermehrt, und daß die Uebervölkerung eines Landes die größten Uebel und Widernatürlichkeiten, die schlimmsten Krankheiten und Gebrechen aller Art erzeugt, welches z. B. jede große Stadt beweis't, die mit Menschen vollgepfropft ist. Könnte nun die Vertilgung der Pocken bewerkstelligt, und könnte es dahin gebracht werden, daß alle Gebohrne das gewöhnliche Alter erreichten; so würde dadurch die Menschenmasse in kurzem zu stark anwachsen, die Länder würden mit ver-

nünftigen Bewohnern überfüllt, die unvernünftigen Thiere hingegen und die Pflanzenreviere immer mehr vermindert werden, folglich bald alle die Uebel eintreten, welche mit der Uebervölkerung nothwendig verknüpft sind, und welche weit mehr erwachsene Menschen wegraffen würden, als vorher die Pocken unerwachsene und unmündige. Wäre dieß nicht offenbar die größte Verschlimmerung von der Welt? —

Die Pocken scheinen in der kalten Hand der Natur das beste Mittel zu seyn, die Menschenmasse auf eine erträgliche und minder auffallende Weise zu verringern *), da sie besonders an kleine Kinder sich hängen, und sie in einem Zustand von der Welt wegnehmen, worin sie noch wenig empfinden, und worin sie weder

*) Man kann fast nicht anders urtheilen, wenn man bedenkt, daß Europa bisher in einer Generazion 15 Millionen Menschen an den Pocken verlohren habe, und daß folglich dieser Erdtheil in kurzer Zeit übervölkert werden müßte, wenn das Uebel der Völker darinn völlig ausgerottet werden sollte. Daß aber diese Uebervölkerung neue Uebel und Epidemien veranlassen würde und müßte, läßt sich nicht leugnen.

wissen, was sie verliehren, noch, was mit ihnen vorgeht. Oder ist es besser, wenn Epidemien und Pesten erwachsene, mit Mühe gebildete Menschen in's Grab stoßen? Und welches von beiden ist wünschenswerther, wenn wenigere Menschen leidlich und bequem leben, oder wenn mehrere elend und kümmerlich, sorgenvoll und von allen Seiten gedrängt, ihre Lebenszeit durchbringen müssen? Es ist besser, daß wenigere Menschen glücklich leben, als mehrere unglücklich. Jeder Einwurf wider diese etwas auffallende Behauptung beruht auf Empfindelei und Schwärmerei, die auf die Natur der Dinge und auf die weisen, aber harten Gesetze des Weltlaufs keine Rücksicht nimmt, sondern alles ihrem überspannten Nerven- und Gefühlssystem angepaßt wissen möchte. Weg mit solcher Empfindelei! Laßt uns dagegen die Natur der Dinge, laßt uns die Geschichte studieren, laßt uns jene Reihe epidemischer Uebel von neuem übersehen, und uns richtige Grundsätze dadurch verschaffen, damit wir uns und unser Schicksal der weltregierenden Vorsehung ruhig und unbedingt unterwerfen.

Die neuern Revoluzionen im Seehandel und in der Seeherrschaft.

Wie doch alles in der Welt vom Erfolg abhängig ist! Wenn Frankreich das vortrefliche Aegypten behauptet, und es beim Frieden zum Besitzthum erlangt hätte; so wäre die Unternehmung des Bonaparte im Jahr 1798 eine der größten und wichtigsten von der Welt, wenigstens für den Französischen Staat, gewesen und geworden, weil Frankreich vermittelst Aegyptens nach und nach die Ueberlegenheit über jeden andern Seestaat gewinnen konnte; so wie es sich durch sein großes Territorium in Europa die Ueberlegenheit über jede andere

Macht in diesem Erdtheil errungen hat. Allein da Aegypten wieder verlohren gegangen ist; so dürfte wohl der Seezug des Bonaparte nach dem Orient zu den tollen und schädlichen Unternehmungen, die nur von einem abentheuerlichen Menschenschwarm gewagt werden konnte, gerechnet, und mit jenem Zug der Argonauten in der Fabel verglichen werden, mit welchem er auch in so fern ähnlich ist, daß dort das goldene Vließ, hier aber einige Raritäten anderer Art die ganze Beute gewesen ist, die derselbe eingebracht hat.

Ein Volk, das zu etwas kommen, das dauerhafte Eroberungen machen will, muß, wie die Natur, nach dem Gesetz der Stetigkeit verfahren, d. h. es muß sich sorgfältig vor Sprüngen in Acht nehmen, und nicht zu viel wollen, sondern Schritt vor Schritt gehen, und seine Maaßregeln immer nur mit Rücksicht auf das Nächste nehmen. Diese Kunst verstanden die Römer ziemlich vollkommen, die Römer, die rund um sich her fast Fuß für Fuß alles Land ihren Nachbarn entrissen, und auf solche Art ganz langsam, aber

sicher immer weiter kamen, bis sie zuletzt große Streiche führen, und die besten Länder der Erde sich unterwerfen konnten. Ein Volk, das über andere sich erheben will, und diese Kunst der Römer nicht versteht, wird nicht weit kommen, und sich mit dem bloßen Willen der Ueberhebung über andere Völker begnügen lassen müssen. Es ist mit ganzen Nationen, wie mit einzelnen Menschen. Jeder, der zu viel will, will nichts; und jeder, der zu viel thut, thut nichts, und wenn irgendwo das: Lieber zu wenig, als zu viel gilt; so ist es in diesem Fall. Wer zu wenig will und thut, der kann immer bei jeder günstigen Gelegenheit da fortfahren, wo er stehen geblieben ist, ohne daß es sehr auffällt. Wer hingegen zu viel will und thut, der muß fast immer wieder zurück treten. Wie äußerst unangenehm ist aber nicht jeder Rückschritt, und mit wie vielen üblen Folgen öfters verbunden!

England kann nicht in Aegypten, nicht in Ostindien bezwungen und gedemüthigt werden, sondern einzig und allein in Europa. Englands Fall ist ohnehin auch unvermeidlich;

denn er ist in dem Gang der Dinge und der eingetretenen Zeitumstände, wie in seiner einseitigen Uebermacht gegründet. Da Frankreich durch seine schrecklichen Waffen sich einmahl einen allgemeinen Frieden erwirkt hat; so braucht es blos dem nahen Fall von England zuzusehen, ohne sich eben dabei große Anstrengungen aufzubürden. England ist so hoch gestiegen, als es nur möglich ist, und hat den höchsten Gipfel der Macht und des Reichthums errungen; daher ist sein nächstes Schicksal, das schon einzutreten beginnt, Stillstand und Verfall. Im neunzehnten Jahrhundert theilt sich der Handel, und mehrere Völker nehmen einen Haupttheil an demselben, besonders Frankreich und die Vereinigten Staaten in Nordamerica.

Die Erscheinung einer solchen überwiegenden Gewalt zur See, dergleichen die Engländer in der neuern Zeit behauptet haben, ist gar nichts Neues, und oft schon in der Welt da gewesen. Die Phönizier, die Carthaginenser, die Römer, die Aegypter, die Araber, die Italiänischen Republiken

im Mittelalter, die Portugiesen, die Spanier, die Holländer spielten zu ihrer Zeit die nämliche Rolle, und verfuhren mit dem nämlichen Uebermuth, wie gegenwärtig und schon lange, die Engländer. Alle diese Völker hatten, als sie herrschend waren, ungeheuere Flotten und Reichthümer, alle Meere wimmelten von ihren Schiffen, der wichtigste Theil des Handels in der Welt befand sich ausschließend in ihren Händen, und ihre Hauptstädte waren die allgemeinen Waarenniederlagen, woraus die ganze cultivirte Welt versorgt wurde.

Spanien war einst noch mächtiger, als itzt England, und die furchtbarste Monarchie in ganz Europa, ja, in der ganzen Welt; es machte die weit aussehendsten Entwürfe, und schien alles mit seiner Allgewalt, und mit den Gold- und Silberlasten aus America niederdrücken zu wollen. Philipp der Zweite, der stolzeste und übermüthigste Sultan auf unserm Planeten, kriegte unaufhörlich, und verwendete allein auf seine Unternehmungen in Europa die ungeheuere Geldsumme von 1250

Millionen Pfund Sterling; jeden Widerstand der von ihm beherrschten Völker gegen seine harten Befehle hielt er für unverzeihlich, und verknüpfte damit, wie der Beherrscher der Türken, die größten Strafen. Aber eben diese Herrschsucht und Eroberungswuth waren der Grund zum Verderben der Spanischen Macht, die unter Philipp dem Zweiten am größten war, und zugleich auch zu sinken anfieng, so daß dieser Tyrann vor seinem Tod noch rechtschaffen gedemüthigt, und durch eine der ekelhaftesten und gräßlichsten Krankheiten, durch die Läusesucht, von der Welt gerafft wurde. — Die Niederländer nebst dem kleinen Fürstenhaus von Nassau-Oranien waren von der Vorsehung erkohren, die übermäßige Spanische Macht zu schwächen. Sie empörten sich gegen den teuflischen Gewissenszwang, ihre Verzweiflung und ihr Enthusiasmus erschütterte in kurzen ganz Spanien, und versetzte seinen trotzigen Sultan in Erstaunen und Schrecken. Da rüstete er die so genannte unüberwindliche Flotte aus, um damit die revoltirenden Niederlande und das sie heimlich begünstigende England zu Bo-

ben zu schmettern. Vergeblich. Die unglückliche Stunde für Spanien hatte geschlagen. Die Natur legte sich in's Mittel, und ein Sturm zertrümmerte fast die ganze Flotte. Acht Jahre darauf sank eine zweite Flotte in den Abgrund; denn Spanien sollte einmahl von seiner Höhe herab gestürzt werden. In einem einzigen Menschenalter ward es auch so weit herunter gebracht, und der unermeßliche Schaden, den die Niederländer unter ihren Admiralen van der Hagen, Heemskerk, Hermite, Hein seiner Handlung zufügten, erschöpfte es dermaßen, daß es sich im Jahr 1609 zu einem zwölfjährigen Waffenstillstand mit den Vereinigten Niederländern, deren Staat man auf der Landkarte kaum gewahr wurde, verstehen mußte, und zwar auf solche erniedrigende Bedingungen, daß es die Welt nicht begriff, wie die reichste und mächtigste Spanische Monarchie sich dazu verstehen konnte. —

Die Niederländer oder Holländer rissen nun die Handlung der Spanier und der Portugiesen größtentheils an sich, und mitten

im Revoluzionskrieg stieg ihre Macht bis zu der unglaublichen Höhe, daß sie alle Jahre wenigstens 70,000 Schiffleute in die See schicken, und zwei tausend neue Schiffe jährlich bauen konnten. Dieser junge herrschende Seestaat machte in allen Meeren wichtige Entdeckungen, und erfüllte mit seinen Flotten den Ocean; er machte in allen Theilen der Welt große Eroberungen, er bemächtigte sich der bedeutendsten Handelszweige, und seine Kaufleute wurden so reich und so mächtig, wie Fürsten. Die Kriegsschiffe der Holländer schrieben vom Belt bis in die Levante, selbst bis nach Ostindien Gesetze vor, und alles demüthigte sich vor ihnen. In Asien legten sie blühende Colonien, und unter andern Batavia, die prächtigste und begütertste, die reichste und mächtigste Colonie, die vielleicht je ein Staat bisher angelegt hatte; kurz, das kleine Holland wurde das allgemeine Magazin von ganz Europa, und blieb es über ein Jahrhundert.

Itzt wurden aber auch die Holländer stolz und übermüthig, wie vorher die Spanier und die Portugiesen, sie ergaben sich den ungerech-

ten Grundsätzen der ausschließenden Handlung, und verübten ohne Bedenken die größten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, um nur alle Vortheile, besonders in Ostindien, einzig und allein zu genießen. Alle seefahrende Nationen, selbst die Engländer und die Franzosen, wurden von den Holländern beeinträchtigt und gemißhandelt, und es gab keine Nation, die nicht über ihren Stolz und über ihr herrisches Wesen bittere Klagen geführt hätte. Die Engländer insonderheit, denen die schlauen Holländer während der bürgerlichen Kriege, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in England wütheten, die meiste Handlung entzogen hatten, machten ihnen die stärksten Vorwürfe, und schrieen unaufhörlich über ihre Verbrechen, Cabalen und Grausamkeiten; so wie itzt die Holländer und alle seehandelnde Völker wieder über die übermüthigen Engländer schreien. Ein über die Handlung niedergesetzter Ausschuß vom Haus der Gemeinen in England erklärte sich z. B. in einem seiner Berichte folgendermaaßen: „Die Holländer beobachteten keine Gesetze der Handelschaft, und keine Bedingungen, die selbst von ihnen

genehmigt worden wären; durch ihre Betrügereien und Kunstgriffe sähen sich die Engländer beinah aus Ostindien vertrieben, und ihr Handel nach der Türkei und nach Afrika hätte sehr abgenommen; kurz, außer vielen Sr. Majestät (Karl dem Zweiten) und der Krone England von den Holländern angethanen unleidlichen Unanständigkeiten hätten ihre Unterthanen in wenigen Jahren einen Schaden von sieben bis 800,000 Pfund Sterling erlitten!"

Dieses verderbliche Verfahren, das sich die Holländer gegen andere handelnde Völker erlaubten, das aber die Eifersucht und der Haß derselben um ein Merkliches übertrieb, zog den Holländern schwere Kriege und Ungewitter über den Hals, besonders von Seiten der nebenbuhlerischen Engländer und Franzosen, die gern die Stelle der Vereinigten Staaten zur See gespielt hätten, ehe noch die Zeit dazu gekommen war. Doch die Holländer behaupteten sich tapfer gegen alle ihre Feinde, und bei allen großen Vortheilen der benachbarten seehandelnden Völker schickten sie Flotten von mehr als hundert Schiffen in das Meer, deren An=

führer, Huygens, Evertsen, Jol oder Houtebeen, Obdam oder Wassenaar, die beiden Tromp, Ruyter, de Witt — Wunder der Tapferkeit und der Geschicklichkeit verrichteten, und wovon einige sich mit Recht den Nahmen der größten Seehelden erwarben, die es jemahls in der Welt gegeben hat, und denen die ersten Englischen Admirale der neuern Zeit kaum gleich kommen. Drei- bis viertägige Seeschlachten fielen vor, und alle Mittel und Künste wurden für den Sieg in Bewegung gesetzt, da die Engländer mit einer Kälte und Hartnäckigkeit stritten, die großes Erstaunen erregte, und wogegen öfters blos die Uebermacht der Holländer etwas vermochte. Dessen ungeachtet behielten die Holländer immer die Oberhand zur See, und so sehr, daß z. B. Tromp, nach einer gewonnenen Schlacht, mit einem an die Spitze seines großen Masts gebundener Besen durch den Canal fuhr, um die Engländer gleichsam daraus wegzukehren. Und im zweiten Krieg, den Karl II. mit den Holländern führte, oder im Jahr 1667 seegelte Ruyter mit seiner Flotte gerade in die Themse, vernichtete und erbeutete eine große

Menge Schiffe an den Englischen Küsten bis Rochester hinauf, lief noch einmahl in die Themse und in den Medway ein, zerstöhrte wieder viele Schiffe, und stürzte London und England in Furcht und Entsetzen. Beim Aachner Frieden im Jahr 1668 ließen daher die Vereinigten Staaten der Niederlande eine Münze schlagen, und darauf das stolze Resultat von allem, was sie bisher gethan hatten, in folgender Aufschrift prägen: „Assertis legibus, emendatis sacris, adjutis, defensis, conciliatis regibus, vindicata marium libertate, pace egregia virtute armorum parta, stabilita orbis Europae quiete, numisma hoc S. F. B. C. F. 1668. Oder: Nachdem durch die Generalstaaten der Vereinigten Provinzen die Gesetze befestigt, die Religion verbessert, Könige unterstützt, vertheidigt, versöhnt, die Freiheit der Meere sicher gestellt, ein rühmlicher Friede durch die Gewalt der Waffen errungen, und die Ruhe von Europa begründet worden ist; so haben sie im Jahr 1668 diese Münze geschlagen." — Endlich eroberten die Holländer gewissermaaßen ganz England, dadurch, daß ihr Statthalter, Wilhelm, eine

Landung in diesem Reich unternahm, und sich die Krone desselben erwarb. Durch diese glückliche Unternehmung erreichten die Holländer den höchsten Grad des Ansehens, indem sie dadurch nicht nur den Engländern wieder zu ihrer bürgerlichen und geistlichen Freiheit verhalfen, die ihnen die Könige aus dem Haus Stuart verkümmert hatten, sondern auch die unerträgliche Herrschsucht und Eroberungsgier Frankreichs unter Ludwig dem Vierzehnten beschränkten.

Mit diesem Wilhelm starb der Mannsstamm des Heldenhauses von Nassau-Oranien aus, und mit ihm erreichte auch das Steigen der Macht und der Größe der Holländer seine Endschaft. Denn im achtzehnten Säculum bemächtigten sich die Engländer nach und nach des Directoriums zur See, und ihre Nachbarn mußten sich mit dem nächsten Rang nach ihnen begnügen. So wechselt alles in der Welt! Ein Staat sinket, und ein anderer hebt sich neben ihm in die Höhe! Die Handlung, die Schiffahrt, die Manufacturen, diese Quellen des Reichthums der Vereinigten Nie-

derlande nahmen im achtzehnten Jahrhundert merklich ab, und ihre große Seemacht gerieth ziemlich in Verfall. England dagegen fing an, fast in jeder Hinsicht das Uebergewicht über die Holländer zu erlangen, und die großen Vortheile recht zu benutzen, die ihm seine herrliche Lage im Ocean darbietet. Das vorige Verhältniß zwischen diesen zwei Staaten änderte sich je länger je mehr ab, und zwar immer zum Nachtheil der Holländer, da die Engländer in Ostindien sich außerordentlich festsetzten und verstärkten, einen großen Theil der dasigen Handlung an sich zogen, und den Holländern reichlich wieder vergalten, was sie im siebzehnten Jahrhundert von ihnen gelitten hatten. Zuletzt erlangten die nun zur Seeherrschaft erkohrnen Engländer ganze Provinzen in Ostindien, und ihre Schiffahrt und Handlung vermehrte sich unaufhörlich. Fast im ausschließenden Besitz des Haupthandels der Welt, drückten sie mit ihrer Ueberlegenheit immer schwerer auf die übrigen Völker, und benutzten den Französischen Revoluzionskrieg sehr geschickt dazu, ihre Meerherrschaft auf's festeste zu gründen, und wo möglich, des ganzen Han-

dels sich zu versichern, um vermittelst der dadurch erlangten unermeßlichen Reichthümer alles in Europa nach ihrem Willen zu lenken.

Daß die Engländer gegenwärtig eine große Ueberlegenheit über andere Völker, zumahl über die seefahrenden, besitzen, und daß sie die größte Seemacht sind, die es in den neuern Zeiten gegeben hat, dieß läßt sich nicht leugnen. Daß seit der Mitte des achtzehnten Säculums die goldene Periode für die Engländer angebrochen ist, und daß sie mittelst ihrer Manufacturen, Handlung und Schiffahrt zu außerordentlichen Reichthümern gelangt sind, dieß ist ebenfalls gewiß. Allein die Engländer müssen nur deßhalb nicht wähnen, daß dieß immer, oder noch lange, so fortgeht. Dieß wäre ein unverzeihliches Vorurtheil für eine so aufgeklärte Nation, als die Engländer sind! Sie müssen im Gegentheil beherzigen, daß der Verfall ihrer Seemacht und Handlung näher ist, als sie's vielleicht einsehen können. Die Welt der Völker und der Dinge geht durch lauter Abwechselungen, und nichts bleibt fortdauernd, oder nur lange, was es ist. Wenn ein Staat

über andere sich weggeschwungen, und eine Zeitlang geblüht hat; so sinkt er wieder, und seine Rolle übernimmt ein Anderer. Dieß ist ein Grundgesetz in der Staatenwelt, wovon nirgends eine Ausnahme vorkommt, und wovon nie eine vorkommen wird. Ein Volk, das sich einbildet, bei ihm werde die Natur eine gerechte Ausnahme machen, es werde immer blühend und herrschend seyn, das ist thöricht und eitel, und kennt nicht die Natur der Dinge, und die Gesetze des Weltlaufs. Aber ein Volk, das, von seiner Größe und Macht geblendet, sich vorstellt, es werde alles besiegen und vernichten können, was seiner Herrschaft zuwider ist, es werde sich mit Gewalt und dem Erdschicksal zum Trotz in seinem goldenen Zustand immer erhalten, ein solches Volk ist lächerlich und gottlos, und einem schrecklichen Untergang ausgesetzt. So wenig sich irgend ein Mensch unsterblich machen kann; eben so wenig kann irgend ein Volk, auch wenn es die halbe Welt besäße, sein goldenes Zeitalter fortdauernd machen. Wer diese Lehre nicht für wahr hält, der studiere die Geschichte, der erinnere sich an die Perser, Griechen und Römer, an die

Araber, Mogolen und Türken; und wem dieß noch nicht Genüge thut, der warte die Zeit ab, oder zweifle so lange, bis er in einer neuen Verbindung der Dinge die gegenwärtige besser überschaut.

Schon der Umstand ist für die Englische Seemacht äußerst verderblich, daß sie alles überwältigt, und keine andere Macht weiter neben sich hat, von der sie beobachtet wird, mit der sie wetteifern muß. Ein Staat, der sich in einer solchen gefährlichen Lage befindet, zerfällt in sich selbst, wird nachläßig und sittenlos, und dieß bewirkt eben seinen Untergang. Doch Frankreich wird bald zur See sich wieder erhohlen, und mit England nicht nur wetteifern, sondern es auch nach und nach einschränken, und seinen Handel vermindern. Und giebt es nicht noch andere Staaten, die England verderblich werden können? Rechnen z. B. die Engländer die Vereinigten Staaten in Amerika für nichts? Oder glauben sie, diese Staaten werden sich immer von England, wie Kinder von ihrer Mutter gängeln lassen? Desto schlimmer, wenn die Engländer so träu-

men. Wird kein neuer Eroberer in Asien aufstehen, der ihnen Ostindien ganz oder zum Theil entreißt? Und giebt es nicht mächtige Ofganen, Maratten, Binmanen und Schinesen? Kann keines dieser Völker weiter um sich greifen, und allein, oder in Verbindung mit andern, die stolzen Engländer in Ostindien demüthigen? Wissen die Engländer nicht, daß alle drei bis vier Jahrhundert in Asien Revoluzionen ausgebrochen sind, welche jedesmahl die größten Veränderungen in Ansehung des Besitzstandes der dasigen Länder nach sich gezogen haben? Und ist Ostindien nicht schon fünf- bis sechsmahl von Persien her überschwemmt und erobert worden? Was geschehen ist, das geschieht über kurz oder lang wieder; denn die Völkerwelt besteht nur durch abwechselnde Veränderungen und Revoluzionen, und nirgends wird Ruhe, wird Stillstand. Wie schlimm könnte es itzt schon mit England stehen, wenn Paul der Erste am Leben geblieben wäre, und seine in Verbindung mit Schweden, Dänemark, Preußen und Frankreich entworfenen Plane und Operationen realisirt hätte? Daß Paul der

Erste fehlt, thut wenig zur Sache. Es werden schon neue Versuche gemacht werden, England zu stürzen, wenn es so, wie bisher, in seinen übertriebenen Anmaßungen fortfährt. — Glauben denn die Engländer einen ewigen Krieg in Europa unterhalten zu können, damit sie ihr gegenwärtiges Monopol der Handlung immer fester gründen, und damit Spanien, Frankreich und Holland nie wieder zu Kräften kommen können? Dieß ist nicht möglich; und der Krieg kann auch niemahls diese Idee völlig realisiren, weil mehrere Nationen die Hand dabei im Spiel haben. Wird Rußland, das immer mächtiger werdende Rußland, immer ruhig der Englischen Uebermacht zusehen? Und kann Alexander der Erste nicht das Nämliche versuchen, und auch glücklich ausführen, was schon sein verkannter Vorfahrer im Sinn geführt hat? Rußland kann England gerade auf den empfindlichsten Seiten, in Griechenland und in Ostindien angreifen; aber eben deßwegen wird es auch nicht immer gegen das weltverderbliche System der Engländer gleichgültig bleiben.

Doch so viel bedarf es nicht einmahl, um die Macht der Engländer zu schwächen. Die Franzosen allein scheinen hinreichend zu seyn, ihnen nach und nach Abbruch zu thun, zumahl wenn sie einen andern Plan dabei befolgen, etwa folgenden: Frankreich muß alle Ueberbleibsel seiner Marine zusammen lesen, alle Gedanken auf Seeoperazionen im Ocean eine Zeit lang fahren lassen, und sich blos und lediglich auf's Mittelmeer einschränken. Frankreich muß sich in Verbindung mit Spanien alle ersinnliche Mühe geben, die Herrschaft und die Handlung auf dem Mittelmeer an sich zu bringen, und sich darin so fest, als möglich, zu setzen, damit es einen sichern Punct erreicht, von dem es weiter gehen, und wodurch es sich immer die Mittel zu kühnen Unternehmungen auf dem Meer verschaffen kann. — Hätte Frankreich dieß längst schon gethan, hätte es den unnützen Widerstand gegen England auf dem Weltmeer unterlassen, und dagegen alle seine Kriegsschiffe in's Mittelmeer versetzt; so würde es itzt unstreitig Herr von diesem Meer, Herr von der Levantischen Handlung, Herr von Italien, Herr von Malta und von Aegypten

seyn, und bleiben; wozu aber nunmehr wenig Anschein vorhanden ist. Denn wer Aegypten und andere Länder am Mittelmeer behaupten will, der muß die Oberherrschaft zur See daselbst haben, und mehr als eine Flotte darauf halten, welches auch Frankreich ziemlich leicht in's Werk setzen konnte, da ihm nicht lange nach dem Ausbruch seines Revoluzions-kriegs mehrere gute Italiänische Häfen in die Hände geriethen. So aber da Frankreich nur auf excentrische Plane verfiel, da es sich die Erlangung der Herrschaft auf dem Mittelmeer zu leicht vorgestellt, und wenige oder gar keine wirksame Maaßregeln zur Behauptung derselben genommen hat — durch diese verkehrte Verfahrungsart der Franzosen ist England auch in den Besitz des mittelländischen Meers und seiner Handlung gekommen, und Malta und Aegypten sind vielleicht auf immer für Frankreich verlohren. — Doch was einmahl geschehen ist, das bleibt geschehen. Wenn die Franzosen von nun an ihre Seeplane ändern, und ihr ganzes Augenmerk auf das Mittelmeer und dessen Besitzerlangung richten; so haben sie immer Vortheile von jenem kühnen

Zug des Bonaparte nach Aegypten, und sie werden gewiß im Verlauf der Zeit, und weit sicherer, dahin gelangen, wozu sie am Ende des abgelaufenen Jahrhunderts blos den Umriß gemacht zu haben scheinen.

Idee
einer
reinen, kritischen Weltgeschichte.

Wenn des Menschen Weisheit in Gefahr geräth, zur Thorheit zu werden, so bald er sich in das Uebersinnliche verliehrt, so ist es nicht weniger der gleiche Fall, wenn er sich in das frühe Alterthum der Welt verliehrt, und ein in neuer Architektur fabrizirtes Gebäude da errichten will, wo wir nur einzelne, unkenntliche, verwitterte, verstümmelte Bruchstücke noch haben; wenn man einen ganzen Zusammenhang der Menschengeschlechter und ihrer Schicksale erkünsteln will, wo wir nur hier und da ein kleines Völkchen auf Augenblicke in einem Winkel, oder in einer Einöde zu sehen bekommen; und wenn man alte Sprachen in

Verbindung bringen, und ein Sprachgebäude errichten will, wo wir nichts als einzelne Worte haben, deren genaue Bedeutung wir so wenig, als ihre Aussprache wissen. Daß alle Bemühungen in diesen Fällen vergeblich sind, und daß Weisheit hier ist, nicht mehr zu wissen, als was einzelne zerstreute summarische Angaben enthalten, und etwan im wahrscheinlichen Sinn der alten Welt andeuten können, kann der gesunde Menschenverstand leicht einen jeden lehren. Blos Sage in abgebrochenen, einzelnen Angaben, von Begebenheiten und Eräugnissen ist und bleibt die früheste Geschichte. Wer sich damit nicht begnügen, und mehr herausbringen will, dem geht es, wie vor kurzen dem Engländer, Allword, der im Jahr 1800 zu London *) ein dickes Buch voll Träume und Hypothesen geliefert hat, was ihm übrigens so gar schwer nicht fallen konnte, indem noch von keinem, als von ihm, die Analyse und die Combination in diesem Stück so weit getrieben worden ist. Doch wozu Umwege? Zur Sache selbst.

*) M. s. Gött. Gelehrt. Anz. 1800. No. 24.

Wie viele Historiker giebt es nicht in Europa; und wie viele hat es von jeher gegeben! Wie viele Geschichtsbücher werden nicht ohne Aufhören geschrieben; und wie viele sind schon geschrieben worden! Und doch, wenn man fragt: Wo ist denn Geschichte, das Geschichtsbuch, das uns natürlich und einfach, ohne Zusatz und Weglaß, das uns mit unzweifelhafter Gewißheit erzählt, was von jeher, und bis auf unsere Zeiten in der Welt geschehen ist? — wer so fragt, der wird gewiß keine befriedigende Antwort darauf erhalten. — Es scheint den Menschen mit nichts ein rechter Ernst zu seyn, und ihr flüchtiges Streben nach Vollkommenheit, nach Vollendung ermattet schon, noch ehe sie die Hälfte des Weges erreicht haben. Bei keiner andern Wissenschaft kann dieß so gut wahrgenommen werden, als bei der Geschichte, weil diese nicht von Principien, von Ideen und Idealen, von Hypothesen und Prämissen, wie fast alle andere Wissenschaften, abhängig ist, sondern blos von Factis, von Begebenheiten, und den Büchern, worin diese ver-

zeichnet stehen. Oder kann auch bei dieser vortheilhaften Beschaffenheit der Geschichte keine allgemeine Völker- und Weltchronik aufgestellt werden, von welcher sich sagen läßt: dieß ist die Geschichte der Vorzeit? Dieß wäre sehr schlimm und bedenklich. Können die Facta, die von der Vergangenheit übrig sind, nicht rein und kritisch zusammen gesetzt werden? Was dieses unmöglich machte, oder verhinderte, ist nicht einzusehen. — Der Vorschlag, ein allgemeines, kritisches Geschichtsbuch zu verfassen, hätte längst mit allem Eifer gethan, und alle mögliche Mittel hätten angewendet werden sollen, um ihn auszuführen. — Es sei mir itzt vergönnt, einiges über die Idee einer reinen, kritischen Weltgeschichte zu erinnern, was vielleicht die Wirklichmachung derselben erleichtern könnte:

„Erstlich, es käme nichts darauf an, wie viele Geschichte wir hätten, d. h. wie weit wir in die Nacht der Vorzeit eindringen könnten, sondern darauf käme alles an, wie gut und ächt, wie zuverläßig und kritisch geprüft die Geschichte wäre, die wir besäßen.“

Müßte auch auf die Geschichte der frühern Verflossenheit ganz Verzicht gethan werden, und könnten wir auch nur vor drei, oder vier Jahrhunderten den ersten zuverläßigen Einschnitt in der Geschichte machen; so hätte dieß immer nichts zu bedeuten, weil keine Sagen- und Fabelnsammlung, sondern eine Geschichte verlangt wird, deren Begebenheiten und Erzählungen alle auf's beste verbürgbar sind. *) Was man vor der wirklichen und

*) Daß Gelehrte auf etwas, oder auf einen Theil der ältesten, und eben darum auch unsichern Geschichte Verzicht leisten können, dieß läßt sich von ihnen erwarten, und um so mehr, da selbst Fürsten und Könige, die sich doch am meisten aus der Geschichte machen, nicht hartnäckig auf den bisherigen Anfängen und Umrissen der Geschichte bestehen, selbst wenn es die Geschichte ihrer Länder und Reiche betrift. So äußerte z. B. der noch lebende, obgleich nicht mehr regierende König von Sardinien, als er noch Prinz von Piemont war, gegen den Abt, Denina, den besten Bearbeiter der Geschichte der königlichen Sardinischen Staaten: „daß es sehr wenig darauf ankomme, ob man in der langen und

bestimmten Geschichtszeit etwa wüßte, und in Büchern fände, das könnte ja immer auch für Fabel- und Mythenbücher, für Anek-

glänzenden Reihe von Savoyschen und Sardinischen Fürsten, einen mehr oder weniger zähle." Er schien auf die Art nicht abgeneigt, den berufenen Berold, den vermeintlichen Stammvater der alten Grafen von Maurienne, dieser unleugbaren Ahnherren der Herzoge von Savoyen und Könige von Sardinien, aufzugeben, und den Sächsischen Fürsten Wittekind ausschließlich zum Stammvater zu lassen, wenn sie darauf beständen. Aber freilich dazu dürfte dieser Weglaß der unsichern Geschichte des Alterthums sowohl im Einzelnen als auch im Ganzen nicht führen, daß man auch in der spätern und kritischen Ländergeschichte gewisse Facta wegließe, z. B. in der nämlichen Sardinischen Geschichte das Factum: „daß Victor Amadeus der Zweite als ein Gefangener seines Sohnes starb!" In der Geschichte, wiefern sie von Fürsten und Königen gemacht wird, sollten wohl dergleichen böse Dinge fehlen, aber in der Geschichte, wiefern sie beschrieben und der Nachwelt verzeichnet wird, können und dürfen dergleichen Facta nicht weggelassen werden. — —

doten= und Mährchensammlung für erbauliche und abentheuerliche Darstellungen, für Romane und Dichtungen gebraucht, und es dürfte deßhalb nicht weggeworfen werden.

Die erste Frage bei der Realisirung der obigen Aufgabe, wäre sonach diese: „Wenn fängt die Zeit an, oder wie weit liegt die Zeit von der unsrigen ab, wo ächte und reine, wo bewährte und kritische Geschichte für uns möglich wird? — Diese Frage kann und muß auf's Gewisse gebracht werden, so daß Niemand über die erste Ansetzung der historischen Zeit Zweifel zu erregen im Stand ist; er müßte denn glaubhaft documentirte und zusammenhängende Facta vor der bestimmten Geschichtszeit noch aufbringen können. Doch könnte man auch, und zwar besser, auf dergleichen Zugaben einmahl für allemahl Verzicht thun, und sich blos mit der Geschichte begnügen, die innerhalb des genau abgestochenen Gebieths läge.

„Zweitens, es müßten alle vorhandene gute Quellen, besonders über die

alte Geschichte, deren es leider! eher zu wenige, als zu viele, giebt, von neuen geprüft und durchgelesen, und die darin aufbewahrten Facta, wie sie sind, heraus genommen werden, und zwar von Männern, welche der Sprache vollkommen kundig sind, in der sie verzeichnet stehen."

Die nächsten Untersuchungen wären daher folgende: „Wie wird die ganze Geschichte am besten ein- und abgetheilt? Und wie viele Abschnitte und Perioden sind hier zu machen? Wie weit erstreckt sich die Geschichte in Absicht auf Raum und Umfang, oder in Absicht auf die Zahl der Völker, die zur historischen Region gehören? Und wie viele Quellen giebt es für jede Periode, für jeden Abschnitt, und für jedes Volk in der Geschichte? Welche Quellen allein, als die besten, sollen bei der großen Geschichtsverfassung alles bestimmen? Und welche sollen, als minder gute, beseitigt werden? — Denn der Umfang der Geschichte, dem Raum nach, muß eben so fest bestimmt werden, wie der Umfang der Geschichte, der Zeit nach; beide Bestimmungen gehören zu den ersten.

„Drittens, wenn man auf die neuere Geschichte käme, und zu denen Völkern, die itzt noch blühen; so könnte da eine niedergesetzte historische Commission, oder eine auserlesene Gesellschaft von guten Historikern unter jeder Nation, die es kann und will, sich's zu einem patriotischen Unternehmen machen, die Geschichte ihres Volks so ächt und rein, so kritisch und vollkommen aufzustellen, als dieß nur mittelst gewissenhafter Benutzung aller autorisirten Quellen anginge.“

Das Dritte also, worauf bei dieser großen Sache, zumahl bei der neuern Geschichte, angetragen werden müßte, wäre dieses: Die Gelehrten jeder noch vorhandenen Nation aufzufordern, um die vaterländische Geschichte mit größter Vollkommenheit zu verfertigen, und sich durch Eifer und Fleiß ein ewiges Denkmahl bei ihrer Nation dadurch zu stiften. Dieß ließe sich auch wirklich realisiren, besonders wenn das Folgende dabei erwogen wird:

„Viertens, in dieser allgemeinen Weltgeschichte dürfte nicht im mindesten rai-

sonnirt und reflectirt, dürften keine Betrachtungen, Expectorazionen und Declamazionen angestellt werden, sondern die bloßen reinen Facta müßten in einer schönen, natürlichen und würdevollen Sprache, und ohne die kleinste Unterbrechung nach einander angereiht, hererzählt werden."

Das Vierte, worauf bei diesem herrlichen Unternehmen gesehen werden müßte, wäre demnach das strenge Geboth: „Keine Raisonnements und Reflexionen, kurz, nichts der Art einfließen zu lassen, und auch nichts dergleichen aus den Quellen aufzunehmen, sondern bloß auf die rechte Darstellung aller accreditirten Facta die größte Mühe zu wenden." —

Es ist überhaupt ungereimt, in historischen Schriften, wenn sie dieß seyn sollen, zu raisonniren, Notizen zu machen, und allerhand kurze Reden anzubringen. Bloß Facta und causale, oder pragmatische Zusammenstellung derselben gehören in wahre Geschichtsbücher. Raisonnements über — und Beurtheilungen der Begebenheiten und Eräugnisse

gehören in andere und besondere Bücher, worin man nach Gefallen ein Langes und Breites über einzelne Scenen und auffallende Phänomene in der Geschichte expectoriren und reflectiren mag. Auf solche Art braucht das Raissonniren und Urtheilen über historische Gegenstände nicht gestöhrt, oder unterbrochen zu werden, weil es nicht ohne Nutzen ist, und besonders dazu dient, die Verschiedenheit der menschlichen Gemüther, ihre verschiedene Betrachtungsart der Dinge, die Charaktere der Menschen, ohne Grade der Cultur u. dergl. leicht kennen zu lernen. Dieses Raisonnement soll nur anders wohin verlegt, und aus der Geschichte, als solcher, verbannt werden, damit wir mehr auf's Reine und Sichere kommen. — Jeder, der irgend einen Theil der Geschichte verfaßt, wird freilich dabei denken und reflectiren, und bei den Begebenheiten und Revoluzionen der Völkerwelt, wie bei den Schicksalen einzelner Menschen etwas empfinden und urtheilen; denn widrigenfalls wär' er vielleicht ganz unfähig zum Studium und zur Bearbeitung der Geschichte. Aber dessen ungeachtet muß er diese seine Empfindungen und

Gedanken bei historischen Werken zurück halten, oder sie wenigstens beseitigen, um die natürliche Geschichte nicht zu verderben, es können diese Raisonnements, wie gesagt, entweder in eigenen Büchern niedergezeichnet, aber auch vielleicht am Ende jedes historischen Buchs angefügt werden. — Eben so wird auch jeder, der die Geschichte lies't, studiert, oder hört, etwas dabei empfinden und denken; sonst möchte er wohl keinen Beruf zum Geschichtsstudium haben, wenigstens würde es ihm nichts nützen. Aber gerade deßwegen, weil jeder bei der Geschichte etwas fühlt und denkt, ist das gedruckte Raisonnement darüber in Geschichtsbüchern selbst überflüßig, da jeder sich nur das laut sagen darf, was er bei der Lectüre dergleichen Schriften denkt, um das beste, wenigstens ein hinreichendes, Raisonnement darüber zu haben. Wer bei einer wichtigen Sache wenig empfindet und denkt, dem nützt es sicher nichts, wenn ihm ein anderer das Viele mittheilt, was er bei derselben Sache empfunden und gedacht hat. Und wer selbst viel und vieles bei einer Sache denkt, der bedarf sicher nicht des Gedachten Anderer. — Bloß deßwegen ist es

gut, wie bereits erinnert worden ist, die Urtheile der Menschen über einerlei Gegenstände und Phänomene kennen zu lernen, um sie selbst dadurch wieder zu erkennen; denn Niemand verräth sie leichter, als ein raisonnirender Historiker, wessen Geistes Kind er ist, und welchem System und Glauben, welcher Secte und Parthei er angehört; er darf nur über einige Facta und historische Scenen urtheilen, und er ist verrathen. Es wäre daher nicht einmahl der sogenannten Klugheit gemäß, über historische Phänomene zu raisonniren, oder sich darüber vorraisonniren zu lassen, zumahl da auch in diesem Punct immer große Veränderlichkeit Statt findet, indem ein Historiker oft auf einer höhern Stelle die Facta der Geschichte mit andern Augen, als vorher, ansieht, folglich auch anders, als vorher, darüber raisonnirt. — Oder will man durch Meisterraisonnements in der Geschichte die Urtheile anderer leiten und lenken, und sie bestimmen, eben so zu urtheilen und zu denken, wie gewisse Leute, und wie man ex priuilegiis denken soll? Wenn dieß angeht; so darf man nur einige alte Meistermänner und privilegirte Regelherren

aufrufen, im Namen aller andern öffentlich über die Geschichte zu denken und zu urtheilen, damit alle gefährliche Raisonnements der Art verhütet werden, damit jeder mit wohlthätig gerichteten Augen, oder Brillen die ganze Vergangenheit, und was darin geschehen ist, anschaue, und auf solche Art eine ebenförmige und allgemeingleiche Ansicht der Vorzeit, aus einem einzigen Fenster heraus, bewirkt werden möge. —

„Fünftens, wenn man mit dieser allgemein reinen Geschichte bis auf unsere Zeiten, oder bis nahe daran, vorgedrungen wäre; so könnte die Völkergeschichte, so weit sie von uns geschrieben werden kann, als eine fast vollendete und vollkommene Wissenschaft betrachtet werden, wobei nichts weiter zu thun wäre, als daß jede Nation alle 30, oder 50 Jahre von dazu erwählten und verpflichteten Gelehrten das öffentlich und zwar auf die vorliegende Art nachverzeichnen ließe, was binnen dieser Zeit bei ihr sich zugetragen hat.

Nun frag ich öffentlich: Ob wohl dieser Vorschlag ausgeführt werden kann, oder nicht? Ja. Warum realisirt man ihn nicht? Oder warum will man es nicht? Nein. Aus welchen Gründen nicht? Darf man diese Gründe nicht wissen? — Doch es ist gewiß, es giebt noch eine Menge Schwierigkeiten, womit bei diesem Unternehmen gekämpft werden müßte. Vielleicht fallen noch einige Schwierigkeiten dahin, wenn das Folgende als probehaltig befunden werden sollte:

So wie wenig, oder nichts darauf ankäme, wie weit unsere Geschichte in's Alterthum hinausreichte; eben so läge wenig, oder nichts daran, von welchem Umfang diese eine Geschichte wäre, d. h. ob sie mehrere oder wenigere Völker und Länder umfaßte. Es müßte daher ausgemacht werden: Welche Völker sind in jedem Zeitraum historische, und welche nicht? Welche gehören in die kritische Geschichte? und welche gehören mit ihren Sagen und Fabeln blos in's Buch historischer Erquickstunden? —

Ferner, es dürfte kein Gelehrter, oder Historiker zu viel von dieser unsterblichen

Unternehmung sich aufladen, oder anmaßen; denn dadurch wird immer die glückliche Ausführung auch des leichtesten Vorschlags vereitelt, indem oft heraus tretende Männer alles thun, und großmächtig alles allein ausführen wollen, um Ehre und Vortheil ohne Ziel und Maaß einzuerndten. Hier dürfte sich jeder höchstens mit der Abfassung der Geschichte einer einzigen Nation, oder auch nur eines Theils derselben beschäftigen müssen, um etwas für die Menschheit und für die Unsterblichkeit zu liefern, das beider würdig wäre. — Vielleicht wag' ich mich einst, wenn mir Gott Ruhe verleiht, worauf ich sehnlich harre, an die Aufstellung einer Specialgeschichte nach dieser angegebenen Methode, um nicht blos zu idealisiren, sondern auch zu realisiren, obgleich die Philosophie, oder vielmehr Psychologie diejenige Wissenschaft ist, welche mich am meisten beschäftigt. — Ihr Ritter! ihr Mascov! ihr Gatterer! und ihr andern unserer Geschichtszeit entwandelten großer Historiker! kommt wieder, und helft dieses Geschichtswerk mit ausführen.

Endlich, die getreulich und gewissenhaft benutzten Quellen könnten entweder als alte Denkmähler der Vorzeit in Bibliotheken stehen gelassen, oder noch besser verbrennt werden, um dadurch auf einmahl aller pedantischen Grieskrämerei und ängstlichen Supplimentensucherei ein Ende zu machen, und viele edle Zeit und Kraft zum Besten der Welt und der Menschheit zu retten, die anders und besser verwendet werden kann, als zum Herumgrübeln in alten, redlich und gewissenhaft schon benutzten Büchermassen. — Aus diesem Gesichtspunct geschaut, weiß ich nicht, ob die Araber, als sie sich im Mittelalter cultivirten, zu tadeln sind, daß sie die Persischen, Griechischen und andere Schriften geradezu verbrannten, nachdem sie dieselben, so gut sie konnten, in ihre Sprache übersetzt, und benutzt hatten. — Wenn es nicht so gemacht wird; so ertappt uns warlich! die fernste Ewigkeit noch beim Brüthen über den alten Büchern der Griechen und der Römer. Heißt wohl dieß Cultur und Litteratur, wenn sich eine Nation ewig an alten Schriften zerarbeitet, und

Originalität und Energie, Gesundheit und Phantasie darüber einbüßt? —

Im Vorbeigehen.

Können wir den so sehr geprieße-nen Meisterschriften der Griechen und der Römer ähnliche und gleich-gute schreiben, oder nicht?

Ja. Warum thun wir's nicht? Warum entledigen wir uns nicht der drückenden Sclaverei, die jene zu sehr vergötterten Schriften unserm Geist, unserer Originalität und unserm Leben angeworfen haben? — Nein. Dieß muß man beweisen. Aber wie will man dieß machen? Etwa sagen? Weil es bisher noch nicht geschehen ist? Oder, weil wir's einmal nicht vermögen? Dieß wäre unzulänglich. — Man kann dreist behaupten; daß wir deßwegen die Schriften der Römer und der Griechen noch nicht erreicht haben, theils, weil wir uns noch nie in einer so bequemen, und freien bürgerlichen Lage und Verfassung, wie sie, gefunden haben; theils, weil wir bisher, selt-

sam genug, die Schriften der Griechen und der Römer für unerreichbar und unübertrefflich geglaubt haben; und theils, weil wir unserm Geist, unserer Kraft und Phantasie noch nicht den rechten freien und rücksichtsleeren Aufschwung gestattet, sondern mehr mit Copieren, Nachahmen und Studieren der sogenannten Classiker, wie ewige Schüler derselben, uns beschäftigt haben. — Doch ich will das Aeusserste itzt annehmen, was aber Niemand zu beweisen im Stand ist, nämlich: wir sollen die Römer und die Griechen in ihren Schriften und Künsten nicht erreichen können." Helfen sie uns denn dazu etwas? Zu nichts weiter, als daß wir uns kümmern und ängstigen, und sie doch nicht erreichen. Ist es denn da rathsam und vernünftig, sich ohne Aufhören an ihnen matt, krank und hypochondrisch zu studieren? Dieß hieße verflucht seyn, wie Tantalus, immer und ewig einerlei Arbeit unter Angst und Quaal zu verrichten, und doch nichts, doch keinen Zweck dadurch zu erreichen, ob man gleich Tag und Nacht damit umgeht. — In beiden Fällen erscheint daher unser bisheriges Verfahren gegen

die Mustervölker, die Griechen und die Römer, fehlerhaft und vernunftwidrig. Können wir sie erreichen. Gut, so laßt es uns thun, so laßt uns die Schriften dieser Völker behandeln und studieren, wie die von andern Nationen, ohne sie weiter für canonisch und göttlich zu halten. Können wir sie nicht erreichen und keine ähnlichen Werke erschaffen. Gut, so laßt uns aufhören, uns ewig durch ihr Studium zu ermüden, und sie zwar nicht verachten, aber uns doch mehr historisch von ihnen unterrichten. Wenn dieß nicht genug ist, der kann sie für sich Zeitlebens so sehr bewundern und staunen, als er nur will, ja, sogar die besten der Griechischen Schriften, in seiner Zelle auf einem Altar gestellt, förmlich anbethen. Dieß steht allen frei, die das Studium der Griechischen und der Römischen Erzbücher ausschließsend für Cultur, Wissenschaft und Litteratur halten. — Unterdessen laßt uns andern alle Kräfte auf die Cultur unsers geistigen Eigenthums verwenden; laßt uns schreiben und künsteln, so gut wir's nur vermögen, und es je länger, je besser zu machen suchen; dieß ist alles, was wir in unserer Lage thun können, und

was uns auch am meisten anständig ist. Es ist besser, wir sind mit unserer eigenen geistigen Haabe, so armselig sie auch nach der Aussage der eifrigen Verehrer des Alterthums seyn mag, kleine Geister und geringe Originale, als mit fremdem Geist, dessen Größe und Majestät ohnmächtig macht, — große Copien und große Sclaven. — Und wer weiß, ob wir endlich nicht auch so weit kommen, wie die Griechen und die Römer, wenn wir nicht dabei stehen bleiben, was sie geworden sind, sondern dabei, wie sie's geworden sind, und ihnen darin erst ausschließend nachahmen. Das Uebrige wird sich dann schon nach und nach von selbst finden.

Doch wieder zurück. Es ist noch manches zu erinnern übrig, um den angegebenen Vorschlag zu einem allgemeinen kritischen Geschichtsbuch von noch mehrern Schwierigkeiten bei seiner Ausführung zu entblößen, und ihn dadurch vielleicht zur allgemeinen Sprache zu bringen. Um die allgemeine kritische Geschichte möglichst unveränderlich, und unwandelbar für alle Zeiten, wie Gottes Wort, zu machen; so müßte

in Ansehung der bisher gewöhnlich gewesenen Eintheilung der Geschichte in alte, mittlere und neuere Folgendes festgesetzt werden:

Diese dreifache Eintheilung der Geschichte müßte entweder dahin abgeändert werden, daß man die Geschichte blos als alte, und neue betrachtete, und die mittlere ganz wegließe, d. h. sie zum Theil der alten, und zum Theil der neuen Geschichte einverleibte; oder, und zwar am allerbesten, daß man alle diese Eintheilungen der Geschichte, die doch weiter nichts sind, als dürftige Nothbehelfe für unsere Schwäche, und geringe Erleichterungsmittel für Gedächtniß, Ueberblick und Bequemlichkeit, abschafte, und Geschichte schlechthin, ohne sie bald alte, bald mittlere, bald neuere zu heißen, aufstellte. — Wer in der Geschichte sich nicht zurecht findet, wenn er nicht bald an die Aufschrift: alte Geschichte, bald an die Ueberschrift: mittlere Geschichte, und bald an die Rubrik: neuere Geschichte stößt, für den giebt es gar keine Geschichte, der hat genug an seinem Leben, und an den Hausthaten seines Vaters und Großvaters. —

Bei dieser gewöhnlichen Eintheilung der Geschichte ist noch zu merken, daß Altes, Mittleres und Neueres blos relative und schwankende Begriffe bezeichnen, welche die Menschen von ihrer Vorstellungsart über die Succession und Bewegung der Dinge im Raum hergenommen haben. Was uns itzt alte Geschichte heißt, das war einst mittlere, neue und neueste Geschichte, das gehörte einst zu aller Geschichte. So verhält sich's auch mit der mittlern Eeschichte; sie galt sonst für neue und neueste, und wird nach Verlauf von ein paar Jahrtausenden zur alten Geschichte gerechnet werden. Das, was uns itzt neuere und neueste Geschichte ist, wird einst alte und mittlere Geschichte werden. — Doch könnte die Eintheilung in alte und neue Geschichte allenfalls noch behalten werden, weil die Begriffe, alt und neu, ob sie gleich auch blos von unserer Ansicht der Dinge hergenommen sind, und sich keineswegs auf die Natur der Sache gründen, nicht ganz relativ, wenigstens für uns es nicht recht sind, sondern mehr ihr Umfang und ihre Bestimmung. So kann es nach 12000 Jahren zwar noch alte und neue Geschichte ge=

ben; aber der Umfang derselben wird ganz anders ausfallen, als gegenwärtig, und unsere neuere und neueste, vielleicht auch mittlere Geschichte wird zur alten verrechnet seyn. So wie mehr neue Geschichte abläuft, eben so wird mehr alte Geschichte werden, und beide müssen wechselseitig gewinnen und verliehren, und zwar in gleichen Graden; denn es wäre ungereimt, wenn man nach 10,000 Jahren, eine alte Geschichte von 2000 Jahren, und eine neue Geschichte von 10,000 Jahren haben wollte, da sie doch natürlicher Weise in zwei gleiche Hälften getheilt werden könnte, und werden müßte, wenn eine wirkliche Eintheilung Statt finden sollte. — Allein auch diese Eintheilung in alte und neue Geschichte ist falsch, und der Natur der Dinge entgegen; sie ist blos menschlich, subjectiv und relativ. In der Welt giebt's nichts Altes und Neues; dieß denken und machen wir blos. Es giebt keine alte und neue Zeit, sondern es giebt Zeit schlechthin. Nichts geschieht absolut eher, und später, sondern eher und später sind ebenfalls relative Begriffe, und alles geschieht schlechthin. Weil wir aber

alles in Beziehung auf uns, und auf unsere Existenz, oder Lebensdauer denken, und es fast denken müssen; so giebt es freilich nach unsern Begriffen ein Altes und Neues, ein Eher und Später, ein Vor uns und ein Nach uns. In der Welt an sich ist's nicht so; da ist nichts alt, nichts neu, nichts eher, nichts später, da ist alles, und geschieht alles schlechthin. — Wir bemerken auch keinen Anfang der Dinge, und keinen reellen Progressus außer uns; wir bemerken keine Puncte, bis zu welchen die Dinge itzt kommen, und über welche sie itzt hinaus gerückt sind. Wo soll denn da Alt und Neu, Eher und Später herauskommen? Unser Raum ist ein Theil vom unendlichen Raum, und unsere Zeit ein Theil von der Ewigkeit; beide haben weder Anfang, noch Ende, kein Erstes und Letztes, kein Früheres, oder Späteres. Wie kann da etwas Neues auf etwas Altes, und umgekehrt, bezogen werden, außer blos in unsern Gedanken? Zwei Erscheinungen und Begebenheiten, oder Veränderungen können freilich auf einander bezogen werden, aber man bekommt da blos relative Ansichten und Begriffe; denn die eine

frühere Erscheinung ist blos früher, wiefern ich die folgende damit zusammen denke; und diese heißt die spätere, wiefern eine andere vorhergehende dabei im Sinn liegt. Aber wenn ich diese zwei Erscheinungen mit der Ewigkeit der Zeit, und mit der Anfangslosigkeit des Raums, wie mit der Unendlichkeit der Bewegung und Veränderung zusammen denke, ist denn da, abgesehen von ihrer wechselseitigen Beziehung auf einander, die eine eher, und die andere später? Da hört alle Beziehung auf. Auf die Ewigkeit kann alle Zeit nur bezogen werden, wie ein Theil zum Ganzen; eben so auch unser Raum, der nur als ein Theil auf den Raum überhaupt beziehbar ist; eben so auch unser Wirkliches, das gleichfalls nur als ein Theil in Hinsicht auf die Totalität des Wirklichen betrachtet werden kann und muß. Was aber als Theil in einem unendlichen Ganzen ist, geschieht, erscheint, sich bewegt und verändert, dieß ist an sich weder eher, noch später, weder alt, noch neu; dieß ist, geschieht, und erscheint alles schlechthin. Nur in Beziehung auf uns, und auf die Beziehungen, die wir bei den Erscheinungen außer uns anbringen, um uns die An-

sicht der Dinge und der Welt zu erleichtern, ist dieß anders, und relativ richtig. Doch muß man scharf abstrahiren und reflektiren, wenn man das eben Gesagte passend finden, und nicht darüber lächelnd aburtheilen will; man denke nur nach, die Sache liegt klar am Tag. Durch folgende Fragen wird vielleicht das Verständniß geöffnet: Giebt es eine neue und alte Welt? Giebt es neue und alte Dinge, als solche? Giebt es alten und neuen Raum? alte und neue Zeit? Oder gar einem alten und neuen Gott? So wenig hier Altes und Neues möglich ist; eben so wenig ist es auch bei den Erscheinungen und Veränderungen in der Welt, oder in der Zeit möglich. Bei Gott kann ohnehin kein Alter- und Neuerthum Statt finden, obgleich alles, was geschieht, gleichsam vor seinen Augen geschieht, wie bei uns ein Theil von allem, was geschieht. Weil aber, nach unsern Vorstellungen zu reden, etwas geschieht, geschehen ist, und geschehen wird; so muß es für uns nothwendig Altes und Neues, Eher und Später geben; nur an sich und bei Gott ist es nicht so. — Jene Eintheilung der Geschichte in alte und neue kann demnach als unstatthaft und

blos auf relative Vorstellungen gegründet, aufgehoben und abgeschaft werden; und um so mehr, da es ohnehin immer Epochen, Abschnitte und Perioden in der Geschichte giebt, die als Ruhepuncte und Merkmahle die Umfassung, Behaltung und Ueberschauung der Geschichte sehr wohl erleichtern können.

Endlich, diese vorgeschlagene allgemeine kritische Geschichte müßte nach folgender Methode geschrieben werden, nämlich theils synchronistisch, theils ethnographisch. Wer mit der Geschichte vertraut ist, der wird wissen, daß Völker und Staaten Anfangs länger oder kürzer mehr für sich und mehr isolirt existirt und gewirkt haben, ehe sie in auffallende Verbindung und Wechselwirkung mit andern Völkern, ehe sie in Verkehr und Handel, in Kriege und Collisionen, in Wetteifer und Jalousie, in Bündnisse und andere Verhältnisse mit nahen und fernen Nationen gerathen sind. Ein jedes Volk mußte erst allmählig werden, was es hernach war; es mußte seine Herrschaft über gewisse Gegenden und Länder erst sich erwerben

und befestigen, es mußte in seinem Land erst recht festsitzen, und zu sichern Grenzen, natürlichen, oder künstlichen gekommen seyn. So lange dieß nicht der Fall war, und so lange ein Volk mit seiner innern Verfassung, oder mit seinem bürgerlichen Zustand, wie mit einer gewissen Machterlangung nicht etwas auf's Reine gekommen war, so lange konnten seine Verbindungen mit andern Völkern weder wichtig und vielseitig, noch dauerhaft und folgenbringend seyn, und man kann es mehr als ein isolirtes Volk betrachten, als einen integrirenden Theil der fast organisch verbundenen Staatenwelt. Bis dahin, wo ein Volk dieß zu werden anfängt, kann die Geschichte eines jeden solchen Volks nach der ethnographischen Methode verfaßt werden. Dann hingegen, wenn sich Völker einander genähert haben, und in Verbindungen und Kriege mit einander gerathen, dann muß die Geschichte solcher Völker, wenn es auch drei bis vier seyn sollten, die immer in Wechselwirkung mit einander begriffen sind, in eine synchronistische Darstellung gebracht werden. Aber wohl gemerkt, blos dann, wenn zwei oder mehrere Völker, und ihre Ver-

hältnisse, Kriege und Unternehmungen einander bestimmen, und ihr Zusammenwirken gemeinschaftliche Phänomene hervorbringt, ohne daß deßwegen die Geschichte der andern Völker, wenn dieß bei ihnen nicht Statt findet, synchronistisch beschrieben werden dürfte.

Auf diese Weise kommt mehr Natur, Abwechselung, Zusammenhang und Kürze in die Geschichte, und sie wird fast auf eine ähnliche Art vor die Augen der Phantasie gebracht, als sie in der Natur geschehen ist, welches eigentlich der große Zweck eines Historikers seyn muß. Bald also wird die Geschichte einzelner Völker und ihre Begebenheiten mit den innern und äußern Veränderungen einzeln und isolirt gezeichnet, ohne das, was bei andern Nationen vorfiel, einzumengen. Bald kommt eine ganze Partie oder Gruppe von Völkern, deren Schicksale so oder so lange gemeinschaftlich und in zusammenhängender Uebersicht erzählt werden. Bald eröffnet sich dort ein neues Völkertheater, wo andere Nationen in fernen Ländern mit einander wetteifern, kämpfen und kriegen, sich verbinden, gemeinschaft-

liche Eroberungen machen, und bedeutende Veränderungen veranlassen. Diese Erscheinungen und Eräugnisse werden dann für sich, und eben so synchronistisch aufgeführt, wie bei andern gleichzeitigen Völkern und Völkerparthien, deren Totalgeschichte auch für sich synchronistisch gezeichnet wird. So ist es z. B. mit der Geschichte von Rom, Karthago und Sicilien, oder Syracus. Erst wird jeder für sich, d. h. ethnographisch aufgestellt; dann aber, als alle drei Staaten in gegenseitige Collisionen und Einwirkungen gekommen waren, gemeinschaftlich und im Ueberblick, oder synchronistisch. Eben so verhält sich's mit der Geschichte der Perser und der Griechen; und in den neuern Zeiten mit der Geschichte der Engländer und der Franzosen; der Schweden, der Dänen, und der Norweger. — Genug nunmehr von diesem Vorschlag. Möchte er lieber eine baldige Realisirung unter uns erfahren, die auf jedem Fall sehr zu wünschen ist, vornehmlich wenn man noch folgende bedeutende Vortheile erwägt, die dadurch erreicht werden würden:

1) Das grenzenlose Geschreibsel über die Geschichte hört auf. Denn wer will es lesen, wenn wir eine allgemeine kritische Weltgeschichte in den Händen haben? Alle historische Bücher sind gewöhnlich nur anders modifizirt und anders eingekleidet, mit andern Raisonnements durchspickt, und hier und da mit einem neuen Thätchen versehen, ohne dabei noch die neuen Wörter, Formeln, Phrasen, Ein- und Abtheilungen zu rechnen, wodurch am meisten die sogenannte Neuheit hervor gebracht wird. — Es giebt aber doch nicht viele, sondern nur eine einzige Völkergeschichte, die einer mannichfaltigen Darstellung und Einkleidung fähig ist. Man stelle also die einzige und einfache Weltgeschichte aufeinmahl auf, und mache der historischen Täuschung ein Ende. —

2) Alle Professuren der Geschichte auf Universitäten und Gymnasien werden durch Realisirung jener Idee völlig überflüßig gemacht. Wir brauchen dann keine Gelehrte mehr, die sich aus-

schließend der Geschichte widmen, und die Fürsten können durch den Wegfall aller besoldeten Historiker viel Geld und Aufwand ersparen, welches in unsern kritischen und kostbaren Zeiten ohnehin nicht genug angerathen werden kann. — Jeder Mensch, dem die Vergangenheit nicht gleichgültig ist, nimmt das Buch der Geschichte, oder die zweite Bibel in die Hand, lies't und studiert darin, denkt und reflectirt über die Schicksale der Völker und der Menschen, und verschaft sich auf diese Art eine historische Kenntniß, die für sein Leben und Handeln völlig hinreicht. — Und wer die historische Bibel nicht selbst lesen und studieren will, der läßt sich daraus nach Belieben vorlesen, und hört blos zu, oder denkt dabei oder läßt sich von dem Lector allerhand erbauliche Betrachtungen über die auffallendsten Geschichtsscenen vormachen. Ein Professor der Geschichte ist da überall überflüßig, indem jeder Mensch von gesundem Verstand dieß Geschäft verrichten kann.

3) Wir werden auf diese Art mit einer ganzen weitläuftigen Wissen-

schaft aufeinmahl fertig, und gewinnen mehr Zeit und Raum, mehr Lust und Kraft für andere Wissenschaften und Geschäfte. — Wir brauchen dann in alten Quellen und Chroniken nicht mehr herum zu gucken, nicht mehr in den lastbaren Byzantinern und den dicken Folianten des Mittelalters herum zu suchen, und können alle die edle Zeit ersparen, die itzt auf Universitäten in den historischen Collegien und mit andern historischen Beschäftigungen zu Grund geht. Dabei wir kommen doch in einem halben Jahr in der Geschichtskunde weiter, als itzt in drei Jahren, und können ruhiger, und concentrirter, nach Beseitigung der Geschichte, unsern übrigen Studien nachhängen, die ohnehin immer schwieriger und weitläuftiger werden. Wenn wir schon in den Wissenschaften bewandert, und zum Nachdenken gekommen sind, dann setzen wir uns vorbereitet hin, und studieren und denken in der großen Geschichtsbibel. —

Da müßte endlich aus unserer Cultur und Litteratur etwas herauskommen, wenn es mit

einer und der andern Wissenschaft, oder auch nur mit der Geschichte, so ernsthaft angegriffen würde, und wenn wir nur mit einigen Disciplinen erst auf's Reine zu kommen uns rechtschaffen angelegen seyn ließen. Da wäre es eine Freude, zu studieren und Gelehrter zu werden. Da hörten wir auf, im Unendlichen und Ungewissen herum zu tappen, und wir könnten fröhlich die Hoffnung fassen, nach und nach das ganze Reich der Wissenschaften zu überschauen, und in unsere Gewalt zu bekommen; leicht und angenehm würde uns dann alles werden, und wir könnten mehr nach Weisheit, als nach Gelehrsamkeit trachten. — So aber lesen, studieren und speculiren wir, schreiben, kommentiren und ediren wir, machen neue Wissenschaften, Theorien und Hypothesen von Ewigkeit zu Ewigkeit, und nirgends wird man gewahr, daß etwas fertig und zu Stand gebracht ist, das wir uns, als vollendet, sicher zu eigen machen könnten. Dieses Herumkriechen im litterarischen Chaos, dieses Abängstigen bei der Anstrengung, das Ganze zu umfassen, und vor- und rückwärts, rechts und links den hellen Himmel zu erblicken, und neue Ideen, und al-

gemein leitende Principe und Resultate aufstellen zu können — dieses große Bedürfniß, und die geringe Hoffnung, es jemals befriedigend zu stillen, dieß erregt einem feurigen und originalen Kopf peinliche Gefühle, es verbittert ihm Studieren, Leben und alles, und bringt ihn fast zur Verzweiflung. Wie gern möcht' ich des ganzen Reichs der Wissenschaften mich ermächtigen! aber welches Beginnen! wie wenig Aussicht zum Gelingen! Das Leben der Menschen ist warlich! zu kurz, und wird durch dergleichen Unternehmungen und Anstrengungen nur noch kürzer. Und doch, wie kränkend ist es, in einigen scientifischen Regionen blos etwas zu wissen, in andern hingegen nach dem Leitseil anderer zu tappen! —

Da im Grund alles mögliche, oder da alle Wissenschaften, alle Systeme und Disciplinen blos Gegenstände der Geschichte sind, wenn sie nicht itzt noch gangbar sind, in welchem Fall man näher mit ihnen bekannt seyn muß, als es gewöhnlich mit Dingen der Geschichte zu geschehen pflegt; so müßte es uns allen äußerst gut werden, wenn von allen Wis-

senschaften, d. h. von allen Zweigen des großen Geschichtsbaums genaue, oder reine und kritische Geschichte geliefert, und wenigstens mit einigen die glücklichen Anfänge gemacht würden. Dann wäre schon zur Hälfte das große Werk der wissenschaftlichen Cultur ausgeführt, denn wir wüßten in diesem Fall bestimmt, was überall schon geschehen ist, und wie das zustandgebrachte realisirt worden ist. Mit Hülfe dieser Einsicht könnten wir leicht angeben, was noch zu thun ist, könnten wir leicht von Verirrungen und Nebendingen zurückkehren, und zu sichern Realisazionen hinarbeiten, die auf festen Principen und Resultaten gegründet wären. — Zwar giebt es Geschichtsbücher von fast allen Wissenschaften, von der Theologie, Philosophie, Medicin, Jurisprudenz, Mathematik u. s. f.; allein diese Bücher sind meistens so weitschichtig, unbestimmt, dick, und unsicher, und haben noch andere Fehler und Mängel, daß sie zur Erreichung des angegebenen großen Culturzwecks, wenig oder nicht geeignet seyn möchten. Jede Geschichte der Art, wie überhaupt alle Geschichte, muß möglichst kurz und ohne

Raisonnements, muß rein und kritisch dargestellt werden, so daß vielleicht die reichhaltigste Geschichte noch keinen mäßigen Band ausmacht. — Der Kreis einer jeden Geschichte muß genau abgemessen werden, damit keine mehr enthält, als die Veränderungen, Fortschritte und Wirkungen, die mit diesem oder jenem historisch gegebenen Ding nach innen und nach außen vorgegangen sind. Nach innen, d. h. das, was ein historisches Object in Beziehung auf sich selbst immer gewesen ist; nach außen, d. h. das, was ein solches Ding in Beziehung auf andere Dinge immer gewesen ist, oder auf die Dinge, mit welchen es in Verbindung gestanden, und auf welche es gewirkt hat. So darf z. B. die Geschichte der Völker oder eines Volks weiter nichts enthalten, „als eine genaue Angabe theils von dem jedesmahligen innern Zustand in der ganzen Dauer seiner historischen Existenz, d. h. von der Bildung seiner Verfassung, und deren Veränderungen und Einflüssen auf die Nation, und theils von den mancherlei Verhältnissen, activen und passi-

ven, worin ein Volk nach der Reihe zu andern Völkern gestanden hat." — Alles Uebrige gehört zu andern Zweigen der Geschichte, deren es so viele giebt, als zusammenhängende, bis auf uns, oder auch nicht bis auf uns sich erstreckende Erscheinungen; oder auch so viele, als es successive Reihen von Veränderungen giebt, die kürzere oder längere Zeit den Augen beobachtender Menschen sich ausgestellt haben. —

4) Es würde durch Verfertigung einer solchen historischen Bibel, die kaum so dick, als unsere religiöse Bibel werden dürfte, indem unsere ganze wahre Geschichtszeit etwa 2000 Jahre beträgt, den vielen schiefen leidenschaftlichen und irrleitenden, Raisonnements und Declamazionen über Staaten, Könige und Despotismus, über Krieg, Hofwirthschaft und Cabale fast gänzlich vorgebeugt werden, weil die Geschichtsschreiberei so gut wie unterbrochen, und jeder Leser der Geschichte mehr genöthigt wäre, im Stillen nach seiner Art über die Vorfallenheiten in weggeflohenen Jahrhunderten zu denken und zu reflectiren. — Nichts ist wohl schädlicher, den Fürsten und

den bestehenden Staatsverfassungen gefährlicher, als ein partheiischer, leidenschaftlicher, und nach gewissen Maximen eingerichteter Vortrag der Geschichte, sey er mündlich, oder schriftlich. Man muß sich daher fast wundern, wie die Staatsdirectoren in Monarchien die Philosophie hassen, und die Geschichte lieben können, da jene weit weniger, als diese dem Despotismus schadet, indem die meisten die Geschichte nicht nur lesen, und verstehen, sondern auch darüber urtheilen und raisonniren können, welches mit unserer schweren, abstrakten und geheimnißvollen Philosophie der Fall nicht ist. Philosophische Hypothesen, Ideen und Principe machen nicht halb so vielen Eindruck, und finden nicht halb so vielen Eingang, als eine lebhafte, übel motivirte Darstellung von Handlungen, Unternehmungen, Charakteren und Leidenschaften der Länderbeherrscher; so wie von ihrer gewöhnlichen Tendenz: die Länder, oder die Unterthanen, die sie haben, nicht sowohl zufrieden und glücklich zu machen, als mehr zu besitzen und mehr zu erobern, und dadurch das, was sie schon haben, zu verderben und zu verunglücken. — — Es fällt auf, daß es Un-

versitäten giebt, die fast halb historisch sind wo Geschichte das allgemeine Losungswort ist, und wo fast jeder studiert und schreibt, während für Philosophie, die weit unschädlichere, aber auch weit schwerere Wissenschaft, wenig oder nichts gethan wird, obgleich Philosophie die Seele der Geschichte ausmacht. — Historiker kann fast jeder seyn und werden, zumahl in unsern Zeiten, wo die Geschichte, besonders die politische im Ganzen und im Einzelnen so oft und so mannichfaltig bearbeitet, sich vorfindet, so daß einer nur gut lesen und richtig niederschreiben darf, um als gewöhnlicher Historiker auftreten zu können, d. h. um anders modifizirte historische Hefte und Bücher verfertigen zu können. — Der Philosoph hingegen muß gebohren seyn, muß Talent, Genie und Originalität haben, und einen hohen Grad von Empfindsamkeit, Scharfsinn und Phantasie besitzen, um nicht nur die Tiefen der Philosophie zu ergründen, und die Geheimnisse der menschlichen Natur zu erforschen, sondern auch bis an die Anfänge und Grenzen, bis an die Principe und Schranken der menschlichen Erkenntniß, Erfahrung und Wissenschaft hinzudringen. —

Fragmente aus der Geschichte, besonders aus der Orientalischen, nebst einigen Reflexionen darüber.

Harun al Raschid, Karl des Großen würdiger Zeitgenosse, war einer der vortreff- lichsten Fürsten, die je regiert haben, und be- saß alle erforderliche Eigenschaften zu einem selbstständigen Regenten, der im Cabinet so- wohl als im Feld sich auszeichnet. Von Na- tur zur Ernsthaftigkeit geneigt, hielt er viel auf einen guten äußerlichen Schein, und auf alle glänzende Formalitäten des Staats- und Kirchenwesens; insonderheit erschien er immer mit großem Ansehen, wenn er auf den Richt- stuhl sich setzte, um seinen Unterthanen, den niedrigsten so gut, wie den vornehmsten, das Recht zu sprechen. Bei diesem großmächtigen

und furchtbaren Richter beschwerte sich einmahl eine Frau, und zwar über den sehr bedenklichen Umstand: daß seine Soldaten beim letzten Kriegszug ihren Feldern großen Schaden gethan hätten." Der Chalif erinnerte das Weib an eine Stelle im Koran, oder in der Bibel der Muhammedaner, wo es heißt: wenn die Armeen großer Fürsten zu Feld gehen, so müssen die Unterthanen, durch deren Felder sie kommen, darunter leiden. „Ja, Herr, erwiederte die Frau, aber es steht auch in eben demselben Buch, daß die Wohnung derer Fürsten wüste werden soll, welche die Ungerechtigkeit gut heißen." — Diese zur rechten Zeit angebrachte kühne Vorstellung rührte den stolzen Al Raschid so sehr, daß er sogleich befahl, man sollte die Frau für allen ihren Verlust schadlos halten. — Wenn nur bei uns die Männer so freimüthig wären, als dieses musulmännische Weib es war; so müßte es bald besser in der Welt zugehen, und die Minister und die Regenten würden oft etwas behutsamer verfahren müssen.

Unter dem Chalifen, Al Motadhed, zu einer Zeit, wo das Chalifat immer mehr in Schwäche und Ohnmacht sank, wo alles voll Empörung und Zerrüttung war, wo alle Schwärmerei, die zuerst des Chalifat gehoben hatte, sich wider dasselbe kehrte, und wo überdieß die Natur gegen die Menschen und Völker sich verschworen zu haben schien, da ungewöhnliche Lufterscheinungen alles erschrekten, fürchterliche Stürme und Ungewitter tobten, und Regengüsse und Wolkenbrüche alles überschwemmten, zu dieser Zeit, wo die größte Sittenlosigkeit und Lasterhaftigkeit im Chalifat herrschte, gab es in der Hauptstadt desselben, in Baghdad, einen Scheikh, der durch Tugend und Rechtschaffenheit sich außerordentlich auszeichnete, und der wie ein Fels mitten im schäumenden Meer der Laster und der Bosheiten da stand, und allen Frevlern, hohen und niedrigen, mit edler Entschlossenheit Troz both. Einmahl sah er's mit an, wie ein Türke einer jungen Frauensperson Gewalt thun wollte, deren Geschrei ihn bewogen hatte, ihr zur Hülfe zu eilen. Allein alles Zureden und Drohen des Scheikh war vergeblich. Der Türkische Sol-

bat schimpfte und mißhandelte ihn, und fuhr fort, das junge schöne Frauenzimmer in seine Gewalt und Willkühr zu bringen. Schon fing es an zu erliegen, als eine große Menge Volks aufeinmahl herbei geeilt kam, und das M..d-chen aus den Händen des Ungeheuers befreiete; denn der Scheikh hatte den Ort der großen Moschee bestiegen, das Volk, wie zum Gebeth, aus aller Macht zusammen gerufen, und es dem armen Weibsbild zu Hülfe geschickt. Dieses Zusammenlaufen des Volks, da es nicht in der Stunde des Gebeths geschehen war, schien in den Augen der Musulmänner ein sehr übles und bedenkliches Beispiel, weil es ganz wider die gute Ordnung verstieß. Daher wurde der edle Scheikh verklagt, vor den Chalifen gestellt, und dieser war Willens, ihn für sein begangenes revoluzionäres Verfahren zu bestrafen. Doch der Scheikh, den das Bewußtseyn seiner guten That und der Eifer für's Gute beredt machte, stellte dem Chalifen die Nothwendigkeit seines Unternehmens so nachdrücklich vor, daß er ihn ganz umstimmte, und statt der angedrohten Strafe noch eine Danksagung von ihm erhielt. Zugleich ertheilte der Chalif dem

rechtschaffenen Scheikh eine Art von sitten-richterlicher Macht, und gab ihm den Wink, auf eben diese Weise das Volk bei jeder Gewaltthätigkeit, die seinen Unterthanen wiederführe, zusammen zu rufen. Der Türke hingegen wurde gehörig abgestraft. — Als dieser Hergang der Sache bekannt wurde; so brachte dieß den Scheikh durch ganz Baghdad in solche Ehrfurcht und in solches Ansehen, daß er überaus viel zur Verbesserung der verderbten Sitten dieser ungeheuern Hauptstadt beitrug, und als der Vater aller Hülfslosen und Gekränkten betrachtet wurde. Selbst die größten Hofleute scheuten sich vor seiner Tugend. Einer von ihnen hatte eine große Summe Geld von einem Kaufmann geborgt; er machte aber Schwierigkeit, sie wieder zu bezahlen, so daß der bedrohte Kaufmann schon sein Geld für verlohren gab, und sich zu einer Reise fertig machte. Da rieth ihm ein Freund, die Sache dem Scheikh vorzustellen, welches er auch that. Kaum war der Scheikh von der Gültigkeit der Forderung des Kaufmanns überzeugt; so ging er ohne Verzug zu dem gottlosen Hofmann, und verlangte auf eine gebieterische Art, er sollte dem

Kaufmann seine Schuld bezahlen; dabei gab er ihm zu verstehen, wenn er widerspenstig bliebe, wüßte er schon, wo er Gerechtigkeit finden wollte. Der Hofmann, dadurch in Furcht gesetzt, bezahlte dem Scheikh das Geld auf der Stelle, und aus dessen Händen empfing es freudig der Kaufmann. — So viel vermag ein einziger tugendhafter Mann, wenn er gehörig unterstützt wird! Solchen Einfluß haben Privattugenden auf die Sitten eines Volks, wenn sie von der Regierung oder der Obrigkeit des Landes sanctionirt werden! Der Tugend, zumahl wenn sie mit Talent vergesellschaftet ist, gebührt daher alle Achtung und Belohnung, um dadurch immer mehrere tugendhaft und rechtschaffen zu machen. Doch will man denn auch überall Tugend und Rechtschaffenheit? —

Der Chalif, Al Mohdi, ein sehr guter und freigebiger Fürst, kam einmahl auf der Jagd von seiner Gesellschaft ab, und sah sich genöthigt, seine Zuflucht in die Hütte eines armen Bauern zu nehmen. Diesem erzählte Al Mohdi seine Verlegenheit, aber ohne ihm seinen

Stand zu entdecken; denn damahls hatten die Regenten noch ihren Charakter mehr innerlich als äußerlich. Der Bauer wollte darauf seinen sonderbaren Gast mit häuslicher Kost, oder mit Milch und schwarzem Brod bewirthen. Als aber der Chalif, dem ein solches Tractement ganz ungewöhnlich war, fragte: ob er ihm nichts Besseres vorzusetzen hätte; so brachte sein Wirth eine Flasche vortrefflichen Wein zum Vorschein. Al Mohdi, nachdem er reichlich davon getrunken hatte, wurde dadurch so aufgeräumt, daß er den Bauer fragte: ob er wüßte, wer er wäre? Der Bauer antwortete mit Nein. Da sagte Al Mohdi: du mußt wissen, daß ich eine beträchtliche Stelle an des Chalifen Hof bekleide. Der Chalif that wieder einen Trunk, und erneuerte darauf eben dieselbe Frage, er erhielt aber eben dieselbe Antwort vom Bauer, und noch dazu mit etwas mürrischem Wesen, weil er die Frage für ganz ungeschickt hielt. So muß ich dir denn sagen, erwiederte der Chalif, daß ich ein sehr angesehener Herr bei dem Beherrscher der Gläubigen bin. Al Mohdi bediente sich der Weinflache zum drittenmahl, und vermehrte dadurch seine

gute Laune. Aber, fragte er darauf seinen Wirth, weißt du wirklich nicht, wer ich bin? Der Bauer verlohr nun alle Geduld, und sagte ganz trocken, er müßte sich mit seiner bereits gegebenen Antwort begnügen, ohne ihm weiter mit seinem Ungestümm beschwerlich zu fallen. Höre nur, guter Freund, fiel ihm der Chalif in die Rede, du mußt wissen, daß ich der Kaiser der Gläubigen selbst bin, dem alle Welt Ehrerbiethung erzeigt. Auf diese Worte ergriff der Bauer mit einem verächtlichen Blick, der seine Verwunderung über die vermeinte Thorheit des Fremden anzeigte, geschwind die Flasche, und beseitigte sie zu nicht geringem Erstaunen des Chalifen, der ihn fragte: warum er dieß thäte? Darum, versetzte er behend, weil ich fürchten muß, daß der vierte Trunk dich zum Propheten Muhammed, und der fünfte Trunk dich endlich gar zu unserm Herrgott machen würde. Diese Antwort, die eben so richtig als witzig war, gefiel dem Chalifen ungemein. Unterdessen kam aber das Gefolge des Al Mohdi heran, welches den Bauer gar bald zu seinem Erstaunen überzeugte, daß sein räthselhafter Gast wirklich das wäre, wofür er sich

zuletzt ausgegeben hatte. Bei der Abreise beschenkte der Chalif seinen Wirth mit einem Kleid und einem Beutel voll Geld. Zum Dank dafür sagte ihm der Bauer: Künftig wolle er ihm niemahls seine Rede streitig machen, wenn er sich's auch vornehmen sollte, für einen dreifach größern Mann sich ausgegeben, als er gethan hätte.

Die Arabische Revoluzion ist unter andern auch darin der Französischen Revolnzion ähnlich, daß es eine Zeit lang nach ihrer Entstehung immer schien, als wenn sie wieder rückgängig werden wollte; aber nicht so wohl wegen der Menge ihrer äußern Feinde, als wegen der Factionen und Unruhen, die im Innern des neuen musulmännischen Staats ausbrachen. Jeder kühne Schwärmer trat hervor, und machte sich einen Anhang; die Großen und Vornehmen zankten und stritten sich um die Oberherrschaft, und das Haus Ommiyah stürzte das mächtige Haus Ali unter lauter Scenen von Meuchelmord und Blutvergießen. Bei einer solchen verwirrten Lage der Dinge arteten die

Unterthanen des Chalifats sehr schnell aus, und es zeigten sich alle Uebel der Anarchie; Unordnungen, Räubereien und Mordthaten gehörten zur Tagesordnung, und es schien, als wenn sich alles auflösen wollte. Die Einwohner der berühmten Stadt, Basra, zeichneten sich besonders durch ihre Sittenlosigkeit, und durch ihr unruhiges Wesen aus; es verging fast kein Tag, an welchem nicht revoluzionäre Scenen und Unordnungen innerhalb der Mauern dieser Stadt vorgefallen wären, so daß der Chalif, Moawijah, dem Befehlshaber von Basra dießhalb mehrere Verweise gab, und ihm schärfere Maaßregeln anrieth. Allein dieser Mann, schwach und talentlos, stellte immer die Lage der Sachen und die Stimmung der Bosraner so vor, als wenn gar nichts mehr auszurichten wäre, und am wenigsten durch Gewalt und Strenge, als wenn die Uebel und die Verderbnisse der Sitten so tief gewurzelt wären, daß alle Steuerungsmittel nichts anschlügen, und daß man den wilden Geist der Zeit austoben lassen müsse. Dem in der Herrschaft noch unbefestigten Moawijah war nichts mit einem solchen Mann und Befehlshaber gedient; er

setzte ihn also ab, und gab seine Stelle einem Andern. Doch auch dieser sagte und machte es nicht viel besser, als sein Vorgänger, und er war nicht im Stand, den Unordnungen und Mißbräuchen in dem verwilderten Bosra Einhalt zu thun, sondern es ging daselbst noch immer zu, wie in der Hölle, und jeder that, was ihm gelüstete. Da setzte der Chalif Moawijah auch diesen Statthalter ab, und übertrug dieses gefährliche Amt zu Bosra einem gewissen Ziyad. Dieß war der Rechte. Als ein Mann von Entschlossenheit und Gewandheit, ging er mit lachendem Muth nach Bosra, und spottete über seine Vorgänger, daß sie ihrer Untergebenen nicht Meister zu werden vermocht hatten. Ihm schien dieß eine Kleinigkeit, und er beschloß sogleich, der Revoluzionssucht der Bosraner ein Ende zu machen. Beschlossen, gethan. Nachdem er zuvor die Polizeiverfassung und die ganze Lage der Sachen in Bosra untersucht, und gefunden hatte, daß die meisten Gewaltsamkeiten und Mordthaten, worüber man sich so sehr beklagte, des Nachts verübt würden; so ließ Ziyad das Volk zusammen rufen, und hielt eine meisterhafte Rede an dasselbe, worin

er seinen festen Entschluß erklärte, den bisherigen Unordnungen und Mißbräuchen schlechterdings ein Ende zu machen. Das Volk stutzte, und verließ erschüttert den Marktplatz. Dessen ungeachtet gingen die Mordthaten und Unordnungen wieder stark, wie vorher, und die bösen Leute zu Bosra glaubten schon, daß sie auch unter ihrem neuen Statthalter, trotz seiner Ernsthaftigkeit, gewonnenes Spiel haben würden. Da erließ Ziyad auf einmahl die strenge Verordnung: daß kein Mensch, er möchte hoch oder niedrig, reich oder arm seyn, nach der Stunde des Abendgebeths auf den Gassen sich antreffen lassen sollte. Diese auffallende Verordnung that eine tiefe Wirkung, ob sich gleich noch viele fanden, die sich über sie wegzusetzen gedachten. Allein Ziyad, der wohl wußte, daß man entweder gar kein Gesetz geben, oder schlechterdings kein einziges Mahl eine Uebertretung desselben gestatten müsse, hatte den ersten Abend nach dieser Erklärung eine Schaar Soldaten aufgestellt, und zwar mit dem ertheilten strengen Befehl: des Nachts die Straßen zu durchstreichen, und alle, die ihnen aufstießen, ohne Umstände niederzuhauen. Die erste Nacht

hieben sie gegen zwei hundert Menschen zu Boden; die andere Nacht aber nur fünfe, und die dritte Nacht gar Niemanden. Aus war die Unordnung und Revoluzion in Bosra! In drei Tagen und drei Nächten war alles abgethan, und die ganze Wiederherstellung der alten Ruhe und Ordnung hatte nur zwei hundert ungehorsamen Leuten des Leben gekostet! In dreimahl vier und zwanzig Stunden hatte Ziyad einem Uebel gesteuert, an dessen Ausrottung seine Vorgänger, und fast Jedermann verzweifelte! Denn jene Anordnung und Schärfe that eine solche außerordentliche Wirkung, daß Ziyad den Bürgern den sonderbaren Befehl geben konnte: ihre Läden des Nachts offen zu lassen, und nicht das mindeste zu fürchten. Sie thaten es, und es wurde keinem Menschen auch nicht das Geringste gestohlen; außer nur, daß einmahl einiges Vieh in einen Laden sich verirrt hatte. Auf diesen Zufall erlaubte Ziyad den Bürgern in Bosra, eine Art von geflochtenen Zeug, oder Hürden vor die Thüren der Läden, zur Verhütung ähnlicher Zufälle, zu stellen. Dieser Gebrauch wurde seitdem allgemein angenommen, und er soll noch bis diesen Tag in

Bosra sich erhalten haben. — So viel vermag ein Mann von Kopf und Energie! Wenn freilich kraftlose und talentleere Männerchen die ersten Stimmen im Staat haben, Männerchen, die vor jeder Schwierigkeit zurück zittern, und keine gehörige Menschen- und Weltkenntniß besitzen, da kann nichts ausgerichtet, und keiner eingewurzelten Unordnung gesteuert werden. Wenn aber Männer, wie Ziyad, zu den rechten Posten in den Staaten erhoben werden, dann geht alles gut, und Unordnungen und Revoluzionen legen sich, wie vorüber eilende Windstürme. Sollte man es in manchen Europäischen Städten nicht machen können, wie in Bosra, und ihre sittenlosen und unruhigen Einwohner in kurzer Zeit zu ruhigen und guten Unterthanen umschmelzen können? Unter gewissen Bedingungen und Modificationen kann in Europa das Nämliche geschehen, was im Orient geschehen ist; und es geschieht auch, wie mehrere Beispiele im Lauf der Französischen Revoluzion bewiesen haben. — Wenn es scheint, als wenn alle Ruhe aus ganzen Ländern und Erdtheilen verbannt ist, und als wenn der Gräuel der Anarchie zur Tagesordnung werden

will; so erweckt die Vorsehung Männer, wie Ziyad und Bonaparte die nach den Lenkseilen der Völker greifen, und ihnen von neuem Zaum und Gebiß anlegen. Denn Zucht und Ordnung muß in der Welt seyn, wenn die Menschheit nicht entarten, und in die wilde Thierheit versinken soll. Große Männer sind demnach so nothwendig, wie die Elemente in der Natur, und die Menschheit sollte sie immer als ihre Schutzengel und Heilande verehren. —

Die Ursachen der Französischen Revoluzion waren unter andern folgende:

Hundertjährige Fehler der Regierung, die sie sich in Hinsicht auf die Bildung und Behandlung der Unterthanen hat zu Schulden kommen lassen.

Schwäche der meisten Personen, die seit langer Zeit das Ruder des Staats führten.

Zerrütteter Zustand der Finanzen, und Gleichgültigkeit der Regierung gegen alle daraus kommende Uebel.

Beständige Streitigkeiten des Hofes mit den Parlamentern, wodurch das königliche Ansehen je länger je mehr geschwächt wurde.

Ungeheueres Sittenverderben, das sich von oben herab, oder von den Residenzstädten bis zu den niedrigsten Volksklassen verbreitet hatte.

Theurung und Hemmung des leichten frohen Lebensgenusses, verursacht, theils durch den ausgelassenen Luxus der Großen, und theils durch die übertriebenen Auflagen der Regierung.

Widerspruch, in welchem die durch viele Ursachen und Umstände veränderte Denkart des größern Theils der gebildetern Classen mit mehrern wichtigen Grundsätzen der Gesetzgebung und der Administration des Staats lange gestanden hatte. —

Diese und andere Ursachen mußten nothwendig nach und nach eine völlige Mißstimmung und Gährung in ganz Frankreich hervor

bringen, die zu unserer Zeit zu einer der größten Revoluzionen, deren je die Geschichte gedenkt, ausgeschlagen ist, die immer noch forttobt, und die noch lang in Europa Dampf und Feuer, Erschütterung und Factionswuth unterhalten wird. Was der Vesuv und der Aetna bisher in der physischen Welt waren, das wird nun die Französische Revoluzion in der Völkerwelt werden, und Explosionen werden Explosionen folgen, oder Coalizionen Coalizionen, und schreckliche Kriege schrecklichen Kriegen. An Ruhe und Friede ist in den ersten kommenden Zeiten nicht zu denken, und so lange nicht, bis in Europa alles mehr ausgeglichen und einander ähnlicher gemacht worden ist.

Wenn in Frankreich große talentvolle Köpfe, wenn denkende und erhabene Philosophen, wenn in Frankreich Männer, wie Montesquieu, Rousseau, Voltaire und Helvetius, Männer, wie Condorcet, Diderot und Alembert aufstanden, konnten denn diese und andere Männer bei dem Verfall und dem Mißstand der Dinge in Frankreich schweigen? Sollten und durften denn solche große Männer

bei ihrer Kenntniß der verderblichen Mißbräuche und ungeheuern Mängel der Französischen Staatsverwaltung stumm bleiben? Wär' es wohl recht gewesen, wenn diese Genien ihre Ueberzeugung und Einsicht von einer bessern Ordnung der Dinge zurück hielten und mordeten? Oder ist es genug, daß man etwas Gutes und Besseres, als das Vorhandene, kennet, und blos in der Stille dafür eingenommen ist? Nein. Man soll und muß die Wahrheit nach dem Maaß der empfangenen Gaben bei jeder sich darbiethenden Gelegenheit auch öffentlich bekennen, ja, sie mit Leib und Seele vertheidigen. Die Furcht vor Schmach und Verachtung, sagt der größte Mann des achtzehnten Jahrhunderts, ist sehr unvernünftig, denn die Welt ist klein, und der Ort, wo man im Zeitlichen an uns gedenkt, ein ganz geringes Theilchen derselben; unser Geist und Gewissen aber ist unumschränkt und unendlich. — Warum gab es solche große und einsichtsvolle Männer in Frankreich? Hatte sie die weise Gottheit nur vor die Langeweile aus dem Staub gerufen? Oder sollten sie auf ihre Nation wirken, und sie auf eine natürlichere und bessere Ver-

fassung Frankreichs vorbereiten? — Soll und darf man da keine Satyren schreiben, wo es zugeht, wie vor der Revoluzion in Frankreich? Soll man zu solchen Mißbräuchen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, zu solchen verkehrten Maaßregeln, Verfolgungen und Verschwendungen des Hofes, zu solchen Lastern, Freveln und Gräueln, dergleichen in Frankreich vor der Revoluzion im Schwang gingen, stillschweigen? Oder wohl gar dergleichen erschreckliche Vorfälle und Verbrechen noch leben? Kein Mensch von Kopf und Gefühl kann hier schweigen und ruhig bleiben? Wehe dem, der das Gegentheil lehrt! — Wird man daher bald aufhören, vorzugeben, daß die großen Gelehrten und Philosophen in Frankreich die Revoluzion hervor gebracht haben? Ihr Verleumder der Menschheit und ihrer guten Sache, die ihr so unbesonnen in den Tag hinein urtheilt, euch kann man vor der ganzen Welt fragen:

Befand sich Frankreich vor der Revoluzion in einer guten und zweckmäßigen, oder nur in einer erträglichen Verfassung und Lage, oder

nicht? War die Administration Frankreichs in weltlicher und kirchlicher Hinsicht zweckmäßig und gehörig, oder nicht? Wurden die Zwecke des Staats, Sicherheit, Culturbeförderung, Gesetzlichkeit und Lebensgenuß vor der Revoluzion in Frankreich auf eine vernünftige Art realisirt, oder nicht?

Ja. Dieß mögt ihr, die ihr das alles behauptet, der Welt beweisen. Nein. Was wollt und schreyt ihr denn, wenn die Französischen Gelehrten und Philosophen dieß, wie ihr selbst, einsahen, und auf Besserung hinarbeiteten? Hört also einmahl auf, wider euch selbst, und wider die Nation der Dinge zu declamiren, und ehrt die Wahrheit und die Menschheit. —

Wenn ein Volk sich nur in einem erträglichen Zustand befindet; so ist es gern ruhig, und alle Mühe, die sich Gelehrte und Schriftsteller geben würden, um es unruhig und mißvergnügt zu machen, um es in Gährung und Revoluzion zu setzen, wäre gewiß unnütz verschwendet, nicht zu gedenken, daß auch die Gelehrten unter einem solchen Volk keinen passenden Stoff

zu revoluzinären Schriften haben würden, eben weil das Volk keinen rechten Grund zum Mißvergnügen hat. Wenn aber eine Nation in einem unerträglichen Zustand sich befindet, und gar zu zweckwidrig behandelt wird; so hat sie gegründete Ursachen zum Mißvergnügen und zur Unruhe; so haben folglich auch die Gelehrten und die Schriftsteller einer solchen mißhandelten Nation gegründete Ursachen, laut und öffentlich zu klagen, und die Beschwerden und die Uebel der Nation der Regierung, dem gerechten Gott im Himmel, und der ganzen Welt zu schildern, um dadurch ihre Abhülfe zu bewirken. — Es soll sich kein Volk in einem unerträglichen und gar zu gedrückten Zustand befinden, sondern die Menschen und die Völker sollen entweder leidlich und zweckmäßig behandelt werden, oder es soll und muß lieber die Erde wüst und öde liegen. Die Menschen sind doch nicht deßhalb da, um Hunde, Sclaven und Spielsachen für andere Menschen abzugeben, sondern um anständig und sittlich zu leben, und ihre Bestimmung zu erreichen. Ja, wenn es noch h ö h e r e W e s e n, als die Menschen sind, auf dieser Welt gäbe, und diese höhern

Wesen etwan, als solche, die untern Menschengeschöpfe beschränken und hart behandeln wollten, wie z. B. die Thiere von den Menschen behandelt werden, da möcht' es noch angehen; aber daß Menschen andere Menschen so sehr drücken, mißhandeln und völlig unterjochen wollen, dieß ist nicht zu leiden, dagegen muß alles, was menschliches Antlitz trägt, sich stemmen, und so lange schreien und predigen, bis es anders wird, bis die Despoterei und Tyrannei mehr gemäßigt und gemildert erscheint. Oder ist dieß unrecht, und zu viel verlangt? Dieß mag man mit der Vernunft und mit der Menschheit ausmachen.

Wenn unser Deutschland in einer ähnlichen Lage, wie Frankreich vor der Revoluzion, sich befände; so wäre es selbst Pflicht für alle Gelehrte und Schriftsteller der Deutschen, so lang auf eine bessere Ordnung der Dinge hinzuarbeiten, bis sie erfolgte, und wohl gar, wenn es nicht gehen wollte, gewisse Rettungsmittel auf alle Art und Weise anzuwenden und durchzusetzen. Wer anders lehrt, der versündigt sich auf's gröbste an der Menschheit, und selbst an der Gottheit, die durch Jesum Christum

der Welt hat bekannt machen lassen: Daß die Menschen einander wie Brüder und Freunde behandeln sollen, weil alle in den Augen Gottes einander gleich sind. So lange daher nicht bewiesen wird, daß dieß falsch sey, daß Gott, trotz aller Religion und Offenbahrung, das Gegentheil will, und daß die Menschen bloße Thiere wie andere Thiere sind, so lange muß der Despotismus verflucht, und seine Vermindrung und Zerstöhrung von einem Mahl zum andern Mahl versucht werden. Anders kann kein Mann lehren, der es mit der Religion und der Menschheit nicht bös meint. — Wer freilich der Afterpolitik alles unterordnet, der kann anders schreiben; aber ob seine Lehre Wahrheit sey, dieß bedarf einer weitern Untersuchung. Gott helfe jedem Freund und Vertheidiger der Wahrheit!

Als eines Tages dem Chalifen, Harun al Raschid sein geliebter Prinz, Al Amin sehr ungestümm anlag: er sollte einen Mann scharf bestrafen, der sehr unanständig von des

Prinzen Mutter gesprochen hatte; so erwiederte, nach einer kurzen Besinnung, der große Al Raschid: „Aber, mein Sohn, wenn du dich nicht so weit überwinden kannst, wie es einem verständigen und großmüthigen Prinzen geziemt, um dem Kerl zu vergeben, so ist mein Rath, daß du mit ihm nach einer eigenen Weise verfährst, und seiner Mutter eben so viel Böses nachredest, als er von der deinigen gesagt hat." — Wie viele Majestätsverbrechen würden da wegfallen, wenn es mehrere Fürsten so machten, wie der Chalif Al Raschid!

Es ist sehr merkwürdig, daß nicht nur die Griechen und die Römer, sondern auch alle andere Völker in ihrer Kindheit, oder in ihren frühern Perioden die Dinge in der Welt bei ihrem rechten Namen, und der Natur der Sachen gemäßer nennen, als nachher, wenn sie durch Cultur und Luxus verfeinert und verderbt worden sind. Daher hießen z. B. die Römer in den hohen Zeiten die Soldaten, oder die Krieger Latrones, und Krieg führen Latrocinari. — Eben so ist es bei den Grie-

chen, die einen Kriegsmann, oder auch den Anführer eines Heers Listis (ληϛης), und Krieg führen, Listiria agin (ληϛηρεια ἀγειν) nennen. Dieß heißt doch in der That eine Sache richtig und natürlich ausdrücken! Denn bekanntlich heißt auch Latro und Listis ein Räuber, besonders ein Straßenräuber; und Latrocinari und Listiria agin heißen rauben, plündern, stehlen und die Menschen beunruhigen. Und was wird denn in den Kriegen gemacht? Menschen und Thiere, Länder und Güter werden geraubt und geplündert, oder verderbt und ruinirt. — Man sollte die alten Griechen und Römer hierin nachahmen, und die Dinge immer bei ihren rechten Namen nennen, ohne lange mit der Sprache zurück zu halten; denn dadurch würden die Bösen erschreckt, und die Guten in der Rechtschaffenheit mehr befestigt werden. — Es läßt sich, nach dieser Bemerkung, die Aufschrift an jenem alten Monument in Africa, oder in Numidien, das die Phönizier, dem Procopius zufolge, wegen der Vertreibung aus ihrem Land durch die Juden errichtet haben sollen, auf eine doppelte Art übersetzen:"

Wir sind Canaaniten, die von dem Anführer der Israeliten, dem Sohn Nun, aus ihren Ländern vertrieben worden sind."

Oder:

Wir sind Canaaniten, die durch den berüchtigten Räuber Josua, den Sohn Nun, aus ihren Ländern verjagt worden sind.

Diese merkwürdige Nachricht soll zu Tigisi, oder Tigis in dem Land der Massäsylen, oder in dem alten Numidien auf zwei Säulen in phönizischer Schrift eingegraben, und zu des Procopius Zeiten noch zu sehen gewesen seyn, wiewohl es sehr wahrscheinlich ist, daß dieser Geschichtschreiber aus einer Ueberlieferung geschrieben, und die Säulen nicht selbst gesehen habe.

Der Chalif, Al Mohdi, der Sohn und Nachfolger des berühmten Al Mansur, war

ein guter und sehr freigebiger Fürst, und verwendete z. B. auf eine einzige Wallfahrt von Baghdad nach Mecca gegen vier Millionen Pfund Sterling, indem er sein ganzes Gefolge von mehrern hundert tausend Bedienten und Unterthanen auf seine eigene Kosten überaus glänzend bewirthete. Und wenn er zu Mecca in die Moschee ging; so vertheilte er große Summen unter alle, die umher standen. Als dieser stolze prachtliebende Chalif, oder Kaiser der Musulmänner, eines Tages bemerkte, daß ein sehr heiliger Pilger, Namens Al Mansur al Hajani, der den Al Mohdi mit nach Mecca begleitet hatte, nichts von ihm bath; so sagte der Chalif zu ihm: Hajani, hast du nichts von deinem Herrn zu wünschen? Hajani gab zur Antwort: „Ich müßte mich doch warlich schämen, wenn ich im Hause Gottes einen andern, als ihn anspräche!" — Diese herrliche Antwort, die dem gebildetsten Christen und Philosophen zur Ehre gereicht haben würde, machte auf den Chalifen einen solchen Eindruck, daß er nach vielen Ausdrücken der tiefsten Erniedrigung vor Gott, befahl: man

sollte dem Hajani ein Geschenk von zehn tausend Dinars, oder ungefähr sieben tausend Pfund Sterling reichen.

Diesem nämlichen Chalifen, Al Mohdi, brachte einmahl einer von seinen Unterthanen einen Pantoffel, von dem er vorgab, daß er dem Propheten, oder dem göttlichen Muhammed zugehört hätte. Der Chalif nahm den Pantoffel, als die heiligste Reliquie, und ließ ohne Verzug dem Ueberbringer desselben die ansehnliche Summe von zehn tausend Dinars dafür bezahlen. Seine Hofleute schienen sich darüber zu wundern. Al Mohdi eröffnete ihnen aber sogleich den Grund dieser außerordentlichen Freigebigkeit in folgenden Worten: Ich weiß wohl, sprach er, daß unser Prophet den Pantoffel niemahls gesehen hat, hätt' ich aber nicht darauf geachtet, so würd' ich nur dem gemeinen Volk, das den Pantoffel für heilig hält, Anlaß zu Vorwürfen gegeben haben."

Was hilft den Menschen die Geschichte und die Erfahrung der Vorzeit? Wenig, oder nichts, denn sie wird wenig oder gar nicht benutzt. Daher geschieht immer das wieder in der Welt, was schon längst geschehen ist. Wenn aber die Menschen anders und besser werden; so wird auch die Geschichte der Völker anders und besser ausfallen. Denn wie die Menschen, so die Geschichte! — Wer in den Spiegel der Geschichte schaut, und die Menschheit daraus beurtheilt, der kann sich keine erhabene Begriffe von ihr machen, und er muß nothwendig wünschen, daß es immer besser und gerechter auf der Welt zugehen möge, damit die Geschichte endlich einmahl, wie die Religion, dem Menschen eine Quelle des Trostes und der Beruhigung werde.

Viele Menschen halten Europa für die Welt, und die Europäer für die Menschheit; die andern Länder der Erde aber blos für Nebenländer, und ihre Bewohner nur für eine Art von Menschen, oder für Mittelgeschöpfe zwischen den Menschen, d. h. den Eu-

ropäern, und den Thieren. Im Himmel, oder in der Zukunft werden und müssen deßwegen diese und andere kurzsichtige Menschen bessere und hellere Augen bekommen, damit sie erst mehr sehen, und dann auch mehr umfassen können! — Es giebt freilich immer mehrere große Menschen auf der Erde, die dergleichen himmlische Augen haben; allein man glaubt und traut ihnen nicht recht und verläßt sich lieber auf alte Brillen und Microscope!

Gott! wann wird endlich das seyn, was werden soll! Doch Trost! Wenn es den Menschen in der Welt rückwärts zu gehen scheint; so geht es gerade vorwärts!

Wenn durch die große Französische Revoluzion in Europa nichts geändert und gebessert wird; so verlohnt sich's nicht mehr kaum daß man noch lebt; geschweige denn denkt und schreibt, und auf Aufklärung und Besserung hinarbeitet.

In Asien ist schon mehr geschehen, als in der ganzen übrigen Welt, und da auch Asien weit größer ist, als die andern Erdtheile der alten Welt; so könnte man weit eher Asien vorzugsweise die Welt nennen, als unser Europa, das doch nur ein Anhängsel von Asien vorstellt, man mag es betrachten, wie man will.

Asien.

Fast alles Große und Glänzende kommt aus Asien. Asien ist bis auf die neuern Jahrhunderte der Erdtheil gewesen, wo alle wichtige und allgemeine Angelegenheiten des Menschengeschlechts verhandelt, von wo aus die Menschheit und ihre Völker geleitet, und auf diese und jene Bahn hingelenkt wurden. Asien ist das Hauptland in unserer Welt, und alle übrige Theile des Erdplaneten scheinen nur Nebenländer davon zu seyn. Asien ist fast alles, was es war, und was es ist, durch sich selbst, und gleichsam von Natur; denn die Kunst hat weit weniger in Asien, als in Europa, gewirkt. Kein Erdtheil hat aber auch weniger von dem

andern Erdtheilen und deren Völkern angenommen, als Asien. Hier wird alles von sich selbst, und macht sich von selbst; die Natur treibt und herrscht, und alles geht stillschweigend nach ihren Gesetzen. Eben deßwegen ist aber auch ein gewisser regelmäßiger Mechanismus in ganz Asien unverkennbar, es obwaltet da, so zu sagen, ein ewiges Einerlei, und alles dreht sich im Cirkel und um gewisse Punkte herum. Das gegenwärtige Asien in der Geographie, und das älteste Asien in der Geschichte sehen sich einander noch sehr ähnlich, zumahl wenn man bedenkt, daß diejenigen Veränderungen, oder Unordnungen, welche die Europäer in diesem Welttheil hier und dort angestiftet haben, theils kaum in Betrachtung gezogen werden können, wenn vom Ganzen die Rede ist, theils nicht von Asiatern, sondern von Fremden herrühren.

Der Norden Asiens vom Eismeer bis zu den Altaischen und andern Gebirgen ist eben noch so, wie er von jeher war, und nie hat sich da Cultur und Kunst festgesetzt. Das mittlere Asien zwischen dem Altai, dem Cau-

casus und dem Taurus, und zwischen Persien und dem Mustag ist noch das nämliche, was es vor mehrern tausend Jahren war; selbst die nämlichen Völkerstämme treiben sich da noch mit ihren Heerden herum, und dienen gleichsam zur Pflanzschule der Menschheit, woraus von Zeit zu Zeit, wie aus Bienenkörben, große Menschenschwärme hervor brechen, und in die nahe und ferne Staaten- und Bürgerwelt einwandern, wo sie sich mit andern Nationen vermischen und ihnen neue Kraft und frisches Blut ertheilen. Das südliche Asien, oder das vorzüglich civilisirte und bestaatete, ist ebenfalls noch ziemlich dasselbe, was es schon unter den alten Babylonischen und Persischen Monarchien war, und die Küsten desselben, besonders zwischen Arabien und Indien, sehen noch gerade so aus, wie vor mehrern tausend Jahren, welches man recht deutlich gewahr wird, wenn man die Seereise des Admirals, Nearch, beym Arrian lies't, und die Nachrichten damit vergleicht, welche uns vor kurzem ein Engländer, Namens Vincent, über die nämlichen Gegenden, die er auf Veranstaltung der Englisch-Ostindischen Compagnie zur See besichtigte,

mitgetheilt hat. Ueberall ist noch das Alte, überall noch die alte Beschaffenheit der Länder, überall noch die alte Lebensart ihrer Bewohner.

Eben so ist es mit Ostindien, oder mit Hinterasien. Auch hier sieht man noch die uralte Asiatische Verfassung; auch hier erblickt man noch völlig das alte Gepräg, das der Mechanismus Asiens wie von selbst zu Stand gebracht hat, obgleich die herrschsüchtigen, harten und geldhungerigen Europäer beträchtliche Risse in die äußere Form der Ostindischen Völker- und Staatenwelt gethan haben. Doch dieß kann schlechterdings von keiner Dauer seyn, indem Asien und sein mächtiger Genius über alle dergleichen Stöhrungen und Verungleichungen, die Fremdlinge verursacht haben, zu seiner Zeit erhaben triumphiren, und das ursprüngliche, ehrwürdige Natursystem wieder zur Herrschaft, zum mechanischen Umschwung erhoben wird, so wie es bisher immer, laut aller Geschichte, der Fall gewesen ist. — Nur Vorderasien, oder die schöne große Halbinsel zwischen Europa und Africa scheint eine Ausnahme von dem bis-

her Gesagten zu machen. Allein es scheint auch nur so. Denn Kleinasien bestätigt weit eher jene Behauptung von der ewigen Einerleiheit Asiens, als daß sie dadurch widerlegt werden sollte. Jeder weiß zwar aus der Geschichte, daß diese Halbinsel vor etwa drei tausend Jahren durch Europäer, namentlich durch die Griechen, modifizirt, und anders umgestaltet wurde, als sie vorher war; jeder weiß, daß hier durch Griechen Republiken und Aristokratien, daß hier große Cultur mit Künsten und Wissenschaften durch die eingewanderten edlen Griechenstämme der Dorier, der Aeolier und der Jonier in Gang gebracht, und ein großer Theil von Vorderasien fast ganz europäisirt, oder gräcisirt, so wie späterhin romanisirt wurde. Allein Asien, dieser stolze Welttheil, nimmt nichts, sey es, was und wie es sey, von andern Erdtheilen auf die Fortdauer an; Asien läßt sich nicht europäisiren, es will bleiben, was es ist, und alles durch sich selbst werden, oder lieber öde und leer von aller höhern Cultur da liegen. Daher ging alles Europäische in Kleinasien nach und nach wieder zu Grund, es wurde vertilgt und

vernichtet und dem herrlichen Lande von der Natur die alte voreuropäische Form und Gestalt wieder gegeben, welche ohnehin auch nur in seinen Küstenländern in Verlust gegangen war. Itzt und lange schon sieht es in Kleinasien beynahe wieder so aus, wie es vor vier tausend Jahren da ausgesehen haben mag, und wie es im Verhältniß und in Vergleichung mit dem übrigen Asien am besten sich zu schicken scheint.

Nichts Europäisches gedeiht in Asien; aber auch nichts Asiatisches in Europa, wie die Geschichte aller Zeiten es lehrt. *) Verirrten sich auch Völker, Sitten, Sprachen, Moden, Ideen u. dergl. aus einem Welttheil in den andern, aus Asien nach Europa, und aus Europa nach Asien; so hatten sie doch keinen immerwährenden Bestand darin, sondern kehrten eher und später unvermerkt dahin zurück, woher sie gekommen waren, und verschwanden; gleich wie Kometen unserm Horizont wieder entweichen, wenn sie eine Zeitlang darin geglänzt haben.

*) Daß eine vom Himmel geoffenbahrte Religion, wiefern sie das ist, keine Ausnahme machen könne, versteht sich von selbst. —

So war es von jeher; so wird's immer seyn. — Wäre Kleinasien das, was es unter den Griechen war, durch die Asiater selbst geworden, ja, dann machte dieß allerdings eine bedeutende Ausnahme von der vorhin aufgestellten Regel. Da aber alles fremdes Werk und Betrieb war, da alles von Europäern herrührte; so macht es keine Ausnahme mehr, sondern hilft vielmehr bis zur Verwunderung die Richtigkeit von der bedenklichen Erscheinung bestätigen: „Daß Asien immer einerlei bleibt, daß hier ein steter Mechanismus in allen Dingen fortdauert, daß seine Völker immer auf einerlei Stufen der Cultur stehen bleiben, und alles geworden zu seyn scheinen, was sie werden konnten und sollten.“ — Wie es in Vorderasien mit dem Europäischen ging; eben so wird es einst in Hinterasien mit dem gehen, was die Europäer daselbst gestiftet haben, und ihr Wesen wird in Ostindien ein Ende haben.

Dessen ungeachtet ist Asien das Lieblingsland der Natur. Asien macht in physischer,

wie in anderer Hinsicht eine Welt für sich aus, die in drei große Regionen zerfällt. Unter allen Klimaten liegend, allen Modificationen der Luft und der Witterung unterworfen, alle Arten von Boden enthaltend, ist Asien überaus fruchtbar, und gleichsam voll von den kostbarsten Erzeugnissen aller Art, hat es alles mögliche im größten Ueberfluß, und enthält nicht viele Steppen, die an Umfang und gänzlicher Unbrauchbarkeit einer der Africanischen Sandwüsten gleichen. — Asien hat große und schiffbare Ströhme, worauf sich tief in's Innere hinein fahren läßt. Da ist der Euphrat und Tigris; da der Indus und Ganges; da sind die Sinesischen Ströhme; und dort die nördlichen, der Oby, der Jenisey, die Wolga mit dem Ural. Asien hat treffliche Küsten, die zur Schiffahrt überaus bequem sind; es hat dabei viele Meerbusen, die tief in's Land eindringen, den Arabischen, den Persischen, den Bengalischen und Siamischen u. a. m. Es hat das schwarze — und das Caspische Meer gleichsam zur Seite, damit die Connexion und der Verkehr

der übrigen Welt mit Asien auf alle Art und Weise erleichtert werden möchte.

Von jeher war Asien der Hauptschauplatz der Welt. Hier haben viele Völker, wie auf dem allgemeinen Erdtheater des Menschengeschlechts Rollen gespielt, worüber alles noch bis diesen Tag staunt; hier wurden fast alle große und erschütternde Völkerrevoluzionen unternommen; hier zeigten sich Völker in einer Größe und Allmacht, worüber wir Europäer vor lauter Unbegreiflichkeit uns nur verwundern können. Von Asien aus wurde mehr als einmahl die ganze Welt gestürmt, und in Furcht und Angst gestürzt. Von Asien aus wurde mehr als einmahl der beste Theil des Erdcreises im Allgemeinen regiert und willkührlich beherrscht; von hier aus sind öfters allgemeine Gesetze und Befehle für die übrige Welt mächtig gegeben worden Bald brach ein allgemeiner Weltsturm in Südasien aus, bald in Mittelasien, bald in Nordasien; und alle Mahle wurde der Völkercreis fast durch und durch erschüttert. Itzt scheint Südasien an der wechselnden Reihe zu seyn, große Bewegungen

und Veränderungen zu veranlassen, und im größten Theil von Asien eine neue Revoluzion zu stiften, die vielleicht selbst auf Europa modifizirend wirken dürfte.

In Asien gab es Reiche und Städte, gab es Anstalten und Nationalwerke, die kein Gedanke ausdrückt, die man kaum begreift, und wogegen alles Europäische, um es kurz zu sagen, wie Nichts ist. Babylon, Ninive, Ecbatana, Persepolis, Seleucia, Bagdad, Palmyra, Antiochia, Baalbek, Dehli, Ispahan, wo giebt es, wo gab es euch gleichende Städte in Europa? Und welche Europäische Städte gleichen den itzigen Hauptstädten in China und Japan? Welche den ehemaligen Residenzstädten der Mogolischen Erdstürmer? Was gleicht in Europa den alten Indischen Prachtwerken? Dagegen hat Europa nur wahre Kleinigkeiten aufzuweisen. In keinem Stück erreicht Europa — in der Cultur und Humanität vielleicht — Asien, immer bleibt es nebst allem, was es hat, ganz klein gegen dasselbe, und seine Vollkommenheiten erster Größe können kaum mit den verblichenen

Ueberresten, mit den ungestalteten Trümmerhaufen der alten Orientalischen Wunderpracht wetteifern.

In Asien sproßte und begann die erste Cultur für die Menschheit. Diese ging nachher auf die Europäer über, und wurde von ihnen auf eig'ne Art modifizirt und fortgebildet. So weit die Geschichte reicht, treffen wir in Asien immer cultivirte Völker und Reiche mit großen Städten und ordentlichen Verfassungen an, finden wir immer Völkerverkehr, Kunst und Wissenschaft; nichts, gar nichts können wir in Asien bis zu seinem ersten Ursprung hinauf verfolgen; wir sehen nur, was da ist, und was von jeher da war, wir wissen aber nicht, wenn und wie es zuerst sein Daseyn erhielt. — Die Griechischen Geschichtschreiber fangen ihre Nachrichten von Asien mit unermeßlichen Universalstaaten und fürchterlichen Eroberern an, von welchen Heerzüge von dem einem Ende des ungeheuern Asiens bis zum andern unternommen wurden, und welche in diesem größten der drei alten Welttheile, wie allvermögende Götter, geschaltet und gewaltet haben. — Die

Annalisten der Juden erzählen von Sultanen der Assyrer und der Meder im Ton der Furcht und des Entsetzens, da ihr Land, ob es gleich fast an den Grenzen der großen Asiatischen Welt lag, beständig Gefahren und Anfällen von Seiten dieser hin- und her reisenden Völker ausgesetzt war, und Würgengel und Götter und die Kräfte des Himmels mußten sich, nach ihren Erzählungen, den genannten Großstaaten widersetzen, damit nicht alles unter ihre Füße getreten werden möchte. Dessen ungeachtet ward ein Volk nach dem andern, ward ein Land nach dem andern, ward eine mächtige Stadt nach der andern ihnen zur geringen Beute; und auch Palästina mit den Juden, auch Jerusalem mit dem heiligen Tempel gerieth in die Hände der Babylonier und der Assyrer.

Asien ist das Haupthandelsland in der Welt. Aller Handel in den alten und neuen Zeiten dreht sich im Großen und im Kleinen meist um Asien und um seine Producte herum. Asiens Erzeugnisse, unter dem schönsten Himmel gediehen, und zum Theil auch seine Fabricate, scheinen auch wirklich am be=

sten und vollkommensten zu seyn. Der uralte Land= und Carawanenhandel war in Asien zu Haus, und wurde da von jeher in bestimmten Richtungen und gebahnten Straßen getrieben, die sich wenig, oder gar nicht veränderten; nur daß man sich verschiedene Wege nach Ostindien und China, wie nach andern Ländern öffnete. — Ostindien ist die Krone von allen Ländern der Erde, es ist das Paradies der Welt, worauf von jeher die Augen aller Völker und ihrer Kaufleute hin gerichtet waren, und wohin alles strömte, um Handel zu treiben, und reich zu werden. Nie hat auch Ostindischer Handel fallen gelassen, immer warf er Vortheile in Menge ab, und bildete in allen Ecken der Welt reiche Leute; denn aus Ostindien ist unstreitig die Hälfte alles irdischen Reichthums ausgeführt worden. — Selbst der neuere Seehandel, der durch die Eröffnung der unmittelbaren Schiffahrt nach Ostindien entstand, und durch die Entdeckung von America noch mehr verallgemeinert und vervollkommnet wurde, gründet sich blos, oder doch größtentheils, auf Ostindien. Und stets wird Ostindien das Hauptland für den Handel blei=

ben, was auch für Veränderungen sich noch erängnen, und was auch Ostindien für Schicksale treffen mögen. Nationen bekriegen und verderben einander, Völker morden und ruiniren einander, blos um den Ostindischen Handel immer ausschließender in die Gewalt zu bekommen, welches aber bei dem nunmehrigen Stand der Dinge in Europa nicht möglich ist, indem es bisitzt noch keinen Anschein hat, daß dieser Welttheil in die Gewalt eines einzigen Volks gerathen sollte.

Am besten wär's, wenn es gar keinen Seehandel gäbe, wenn die Europäer in Europa blieben, und das, was ihnen die Natur da gewährt, blos benutzten, und damit zufrieden wären; so wie es die Asiater machen, die, mit ihren Landeseigenthümlichkeiten völlig zufrieden, nichts Fremdes begehren, und die es für die größte Wohlthat ansehen würden, wenn die harten Europäer mit allem ihren Europäischen sie nicht weiter heimsuchen wollten. Europa hohlt sich, genau betrachtet, in Asien doch nur Tod und Verderben, doch nur Entkräftung und Ohnmacht, doch nur Entvölkerung und Scla-

verei. Und am Ende bricht wieder ein erdstürmendes Naturvolk in Asien hervor, und bringt selbst einen Theil von Europa unter seine Barbarei, unter seinen zermalmenden Despotismus. Die Araber, die Perser, die Afghanen, die Maratten, große, starke und mächtige Völker sind noch da; die Nationen der Tataren und der Mogolen in Mittelasien sind noch da, die schon mehrmahls, wie brausende Meeresfluthen, alles überschwemmt, und die halbe Welt in Furcht und Schrecken gesetzt haben. Daß die Namen der Mittelasiatischen Tatarvölker itzt zum Theil anders, als sonst, sind, und daß manche davon theils zu China, theils zu Rußland gehören, dieß thut nichts zur Sache. — Arabien und Persien, besonders Ostpersien wird mehr, als je, wach und thätig, und sobald noch einer und der andere Stoß in Asien vorfällt, welches unausbleiblich erfolgt, wird eine große Revoluzion den Orient von neuen erschüttern, und von Ostindien bis nach Kleinasien alles umändern. Und giebt es keinen Staat, der Europa und Asien zusammen kettet, der die kraftvollsten und kriegerischsten Völker von diesen zwei Erdtheilen

in der Gewalt hat, und der Asien und Europa nach dem Herzen zu greifen sucht, um eine Mogolische Universalmonarchie zu stiften? — Was sollte und könnte wohl diesem Großstaat unmöglich seyn? Er wird noch mehr wachsen, und seine große Bestimmung erfüllen.

Das Merkwürdigste von allem Bisherigen ist wohl dieses: „Daß Asien auch das Vaterland aller positiven Religionen in der Welt ist.“ Aus Asien kamen alle Religionen, die itzt unter den verschiedenen cultivirten Erdenvölkern vorhanden sind; in Asien sind alle Religionen erfunden und geoffenbahrt worden, die fruchtbare, lebhafte und glühende Phantasie der Asiater hat die hieroglyphischen Erscheinungen und metaphysischen Ideen in unsere Religionen hinein gebracht, die noch darin sind, die sogar den ersten Platz in jeder Religion einnehmen, und das wahre Wesen derselben wie mit Flittergold verhängen. — Eine eigene Untersuchung verdienten die Fragen: „Warum gerade in Asien alle Religionen entsprungen sind? Und warum diese Asiatischen Religionen sich

so weit außerhalb Asien verbreitet, und den größten Theil der Menschen, z. B. alle Europäer eingenommen und gefesselt haben?" — Die Jüdische, die Christliche, die Muhammedanische Religion sind von Asien in alle Länder ausgegangen, und sind noch itzt allgemein im Gang, da sich zu den zwei letztern Religionen die meisten Millionen von Menschen auf dem Erdboden bekennen. Asien hat auf die Art, wie sich leicht einsehen läßt, mehr auf die übrige Welt gewirkt, hat mehr zu ihrer Bildung und Cultur beigetragen, als man bisher anerkannt zu haben scheint. Allein es muß wahr seyn, wenn Religionen, und zwar positive Religionen so wohlthätig und heilsam für die Völker und Staaten sind, und so viel zur Ordnung und bessern Lebensführung, so viel zu ihrer Ruhe und Beglückung beitragen. Asien hat sich also unendliche Verdienste um die übrigen Erdtheile erworben, es hat sich des allgemeinen Weltdirectoriums, das lang in seinen Händen war, und zum Theil noch darin ist, vollkommen würdig bewiesen, und darf den gerechtesten Anspruch auf den Vorsitz bei allen

großen Menschenangelegenheiten machen. Asien hat uns die ersten anständigen Götter und Engel, es hat uns Menschenbeglücker und Welterlöser, allumfassende Genien und erhabene Propheten, untrügliche Offenbahrungen und heilige Gottesbücher gegeben. Asien hat uns zuerst aus der Nacht der Barbarei geweckt, es hat zuerst Licht in unserm neblichten Europa angezündet, es hat uns überall in der Region der Cultur und der Kunst die Bahn gebrochen, und unsere Füße darauf geleitet. — Was haben wir dagegen den Asiaten gegeben? Was hat Europa für Asien gethan? Wo hat Europa Asien fortgeholfen? Das stolze Asien mit seinen vornehmsten Völkern, den Chinesen, den Hindus und den Persern, verschmäht alles, was man ihm geben will, es will nichts haben, es hält sogar alles für verdächtig und verderblich, was ihm von andern Erdtheilen und ihren Nationen, vorzüglich von den Europäern, dargebothen wird, es ist sich selbst genug, wie eine im grenzenlosen Aetherelement herumrollende Allmachtswelt. Und giebt auch Europa Asien etwas anderes, als was nicht für dasselbe paßt, als was gefährlich und schädlich ist? Kriege,

Cabalen, Laster, niedrige Leidenschaften, Unruhen, Factionen u. dergl. dieß, dieß sind die Hauptdinge, womit Asien von Europa überreichlich beschenkt wird.

Daß die vorhin genannten drei Religionen, die Jüdische, die Christliche, die Muhammedanische in Asien ausgebohren worden sind, dieß hört und sieht man ihnen gleich an. Diese drei Religionen beziehen sich wechselseitig auf einander, die eine bestimmt und berichtigt die andere, die eine bildet die andere fort, und macht bald Zusätze, und nimmt bald dieses und jenes weg, ja, die Jüdische, die Christliche und die Muhammedanische Religion ist im Grund blos verschiedene Modification einer einzigen, und jede ist nur auf Volk, Land und Gesitte besonders angewandt. Diese drei Religionen gehören übrigens zu den besten und vollkommensten, die je vorhanden waren; denn die Hauptlehren der ganzen Menschheit von einem einzigen Gott, und seiner allmächtigen Weltregierung werden vortrefflich und erhaben darin vorgetragen, und in dem moralischen System des göttlichen Jesus ist

der Gipfel und die Vollkommenheit aller Religion enthalten. —

In religiöser Hinsicht scheint demnach Asien Fortschritte, und sogar große Fortschritte gethan zu haben, eben weil die drei Hauptreligionen der Welt nach einander darin entstanden sind. Man kann es auch nicht leugnen, daß es gegenwärtig, und schon lang, in vielen Asiatischen Ländern besser mit der religiösen Cultur steht, als im Alterthum. Denn an die Stelle des alten Fetischismus, Anthropotheismus, Uranotheismus und Persischen Magismus ist der bessere Muhammedanismus, oder der bessere Monotheismus, so wie an die Stelle des Judenthums das edlere Christenthum getreten. Dieß deutet unleugbar auf eine Vervollkommnerung der religiösen Cultur in Asien. Allein erwägt man, theils daß das Christenthum seit Muhammed in Asien fast so gut, wie zerstöhrt ist, und daß der Islam nur eine Modification und geringe Fortbildung von der Religion des Zoroaster ist, theils daß in Ostindien und China die uralten Religionen un-

verändert sich erhalten haben, und daß in Mittelasien sogar der niedrige Anthropotheismus und Götzendienst noch herrschend ist; so kommt man bald von der Behauptung zurück, daß Asien in der Religion große Fortschritte gemacht habe, und wundert sich im Gegentheil, daß auch in diesem Punct das neuere Asien mit dem ältern Asien eine auffallende Aehnlichkeit besitze. Dieß kann fast nicht anders seyn, wenn man noch bedenkt, daß in Asien gleich alles fixirt und sanctionirt wird, und zwar von orthodoxen Bonzen, die jede Lehre und Idee bewachen, wie das goldene Vließ in der Fabel. Ueberhaupt demüthigt jeder Blick, den man auf Asien wirft, die menschliche Vernunft, und zerstöhrt das idealische System der Perfectibilität, indem man da allenthalben blos ein ewiges Einerlei, einen bedenklichen Cirkelgang wahr zu nehmen versucht wird. —

Das Allermerkwürdigste bei den drei Religionen des Judenthums, des Christenthums und des Islam ist wohl noch der Umstand: „Daß sie in zwei neben einander liegenden Ländern, in Palästina und

Arabia, die unter einem und demselben Himmelsstrich liegen, und im Grund nur ein Land ausmachen, und zwar die zwei spätern Religionen in einem Zeitraum von nicht mehr als sechs Jahrhunderten zum ewigen Daseyn gekommen sind." Dieser Umstand verdient eine nähere Betrachtung, die zu einer andern Zeit angestellt werden soll, da es hier zu weit führen würde. Drei Weltreligionen, wie sie wegen ihrer Verbreitung über die ganze Erdoberfläche allerdings genannt werden können, entspringen aus einem und demselben Erdstrich, und zwei davon fast nur binnen fünf Jahrhunderten! Dieß ist höchst merkwürdig und wunderbar. — Unsere historische Zeit umfaßt, nach Indischen, Sinesischen und Jüdischen Chroniken, einen Zeitraum von fünf bis sechs Jahrtausenden; unsere Erde ist so groß, daß Judäa und Arabia im Verhältniß zum Ganzen zwei sehr kleine und unbeträchtliche Theile davon ausmachen; unsere Welt ist voll von großen zahlreichen und cultivirten Nationen, mit welchen die Araber und die Juden in gar keine Vergleichung kommen

können. Und doch sind zwei Offenbahrungen in einem halben Jahrtausend zusammen gedrängt, und zwar in den beiden letztern Jahrtausenden. Die übrigen Jahrtausende gingen leer aus, und nie wurde während ihres langen Abflusses etwas von einer göttlichen trostreichen Offenbahrung vernommen! Und doch fielen alle religiösen Offenbahrungen nur in zwei beglückten, in zwei unansehnlichen und ganz nahe beisammen liegenden Ländern vor, während in den unzähligen andern nichts der Art geschah! Und doch wurde dieß Glück nur zwei auserwählten Nationen zu Theil, wovon die eine nicht viel mehr versteht, als ihre Heerden zu hüthen, und die andere nicht viel mehr, als am Mosaischen Schatzungsjoch zu ziehen! Alle andere Völker der Welt saßen in Dunkel und Finsterniß da, und waren dem abgeschmacktesten Götzendienst unterthan; weil in ihrer Mitte keine Propheten und gewaltigen Rufer in der Wüsten sich vernehmen ließen, die im Himmel selbst ihre Weisheit gelernt hatten! — Dieß fordert eine gründliche Nachforschung, um dieses anscheinende Räthsel, diese Aegyptische Hieroglyphe zu entziffern, und die so natürli-

chen Fragen zu beantworten: Warum sind alle Religionen, wenigstens alle positive Religionen gerade Asiatische Zeugnisse? Und warum haben sich nicht in Europa, und in den andern Erdtheilen besondere Religionen gebildet und festgesetzt, oder, wenn es dergleichen gab, sich nicht erhalten? — Lange sinnt man vergeblich über diese große Erscheinung nach, lange zeigt sich kein Eingang in das Innere derselben, bis man endlich auf die wahren Aufschlüsse stößt, mittelst welcher der hier versteckte Zusammenhang der Dinge sich erforschen läßt. — Vielleicht stellt der Verfasser in der Folge einige nähere Betrachtungen über Asien und über einzelne Länder desselben an, um die gute Neugierde, die itzt Europa nach dem Orient und nach Orientalischen Erscheinungen blicken läßt, nicht blos in politischer, sondern auch in anderer und höherer Hinsicht zu befriedigen.

Europa.

Vor zwei tausend Jahren sah der größte Theil von Europa ganz anders, als itzt, aus; da war zur gegenwärtigen Form dieses Erdtheils noch kein Grund gelegt, noch kein Anfang dazu gemacht, noch kein Anschein davon vorhanden, da war blos Griechenland von der im höhern Orient, wie die Sonne, aufgegangenen Kunst- und Wissenschaftscultur erleuchtet, deren unsichtbare Strahlen auf die im Mittelmeer und an seinen Gestaden liegenden Länder wohlthätig hinfielen, und sie zur geistigen Herrschaft, die das Mutterland aller Europäischen Cultur in kurzen über sie erlangen sollte, vorbereiteten. — Allein die Griechen, das erste cultivirte Volk in Europa, und merkwür-

diger Weise auch das Cultivirteste, stöhrten unsern Erdtheil, und den ethnischen Zustand desselben wenig, oder nicht; selbst unter den kriegerischen Macedoniern nicht, als welche blos in Asien das colossalische Reich der ewigen Griechenfeinde, der Perser, mit stürmender Energie zertrümmerten, und Griechenlands republicanische Verfassung in ein leeres Schattenbild verwandelten.

Die Macedonier waren es, welche die alte Asiatische Weltherrschaft zuerst an Europa brachten, dadurch, daß sie den Universalstaat der Perser mit schneller Allgewalt vernichteten, und aus ihren Trümmern eine Menge kleinerer Reiche bildend in der ganzen alten Welt weit und breit ihre neue Oberherrschaft gründeten. Diese Macedonisch-Griechischen Reiche, weit entfernt, sich wechselseitig Friede und Ruhe zu gönnen, und die neue Ordnung der Dinge in Asien dadurch zu befestigen, waren eifersüchtiger auf einander, als in den neuern Jahrhunderten die verschiedenen Staaten in Europa; jedes von diesen Reichen wollte das andere vertilgen, jedes wollte die alte zer-

stöhrte Asiatische Universalmonarchie auf Kosten der andern wieder aufrichten, und die ganze unermeßliche Verlassenschaft Alexanders allein an sich reissen. Daher flammten unaufhörlich die zerrüttendsten Leidenschaften um die Thronen dieser Reiche, und ihre Beherrscher waren voll von Intriguen und Eroberungsprojecten; daher wurden durch sie ewige Kriege und Blutkämpfe auf der einen Seite, und falsche Friedens= und Bundesschlüsse auf der andern Seite zu regelmäßig wiederkehrenden Unglückserscheinungen in der Welt gemacht, und zum Schrecken der armen Erdenvölker bis auf unsere Tage fortdauernd erhalten. Daher unterlagen aber auch alle Macedonisch griechischen Reiche, geschwächt und zerrüttet, dem mächtigen Andrang eines kraftvollen eisernen Kriegsvolkes, das gierig von Italien aus seine Hände nach der ganzen Welt, als wenn sie ihm von allen Göttern des Himmels zum Eigenthum angewiesen worden wäre, ausstreckte, und wurden in kurzer Zeit von den Römern als leichte Beute verschlungen.

Die Römer, diese Nachfolger der Macedonier und der Perser in der Erdherrschaft, wa=

ten es, die zum ersten Mahl Europa und seine einfachen Völkerstaaten mit ihren ruhigen Bewohnern stöhrten; die Römer waren es, die Europa's Urgestalt veränderten, und dem glücklichen Naturzustand seiner Bewohner größtentheils ein Ende machten. Nachdem Italien mit allen seinen Völkerschaften durch unaufhörliche Kriege und Eroberungen unter die Herrschaft des unbezwinglichen Roms gedrückt war, so fuhr es mit kühnen Kriegsflotten in andere Erdtheile, legte das stolze Carthago in den Staub, riß die Macedonischgriechischen Staaten in Asien, in Africa und in Griechenland nach einander an sich, bemächtigte sich sogar des größten und bedeutendsten Theils von Europa, und stellte in etlichen Jahrhunderten ordentlich nach Regel und Methode ein ungeheueres Weltreich auf, das in Europa bis zum Rhein und zur Donau, und oft noch weiter sich erstreckte.

Tief genug also, und fast so weit, als die Macedonier in Asien, waren die Römer in Europa vorgedrungen, um hier, wie jene dort, große Wirkungen und Veränderungen zu ver-

anlassen. — Am Rhein und an der Donau stießen aber die neuen Weltstöhrer, die Römer, überall auf die großen, mächtigen und ausgebreiteten Völkerstämme der Germanen, die itzt Bündnisse unter einander schlossen, um sich und ihre Unabhängigkeit zu schützen, und dem schreckenden Schicksal der Gallier und der Pannonier zu entgehen. Dessen ungeachtet versuchte das kühne Rom, die Germanen zum prunkenden Opfer seiner grenzenlosen Eroberungssucht zu machen, und sie, wie alle Völker, denen es sich näherte, als Sclaven unter seine Größe und Majestät zu demüthigen. Als dieß nicht gelang, als alle deßhalb versuchten Mittel zu keinem sichern Zweck führten, und alle kriegerische Anstrengungen nichts auf die Dauer erwirkten; so suchten sie sich wenigstens diese muth- und kraftvollen Völker so unschädlich, als möglich zu machen. Die Römer zerstöhrten das Gleichgewicht unter den Germanen, indem sie bald die Parthei dieses Volks, bald jenes Volks ergriffen, und dadurch ihre Verbindungen unter einander trennten. Dieß fachte Streitigkeiten und Krieg in Deutschland an, und beseelte seine Bewohner mit neuen

Trieben und Neigungen, die bald in Leidenschaften und Laster sich verwandelten, so daß die Germanen durch diese verderbliche und umformende Römische Einwirkung größtentheils sich bis zu einem merklichen Grad änderten, und ganz neue Ideen, Strebungen und Richtungen bei ihnen veranlaßt wurden, wie sie in ihrem alten, isolirten und reitzlosen Zustand gar nicht Statt haben konnten.

Doch selbst das große, feste Erdenreich der Römer mußte das harte Schicksal aller Universalstaaten vor ihm erfahren, es mußte verblühen und verwelken, und den Weg alles Irdischen zum Tod und Verderben betreten. Innerlich zerrüttet und kraftleer fiel es in Ohnmacht, und sank. Da drangen die Germanen und andere Völker vor, und fielen über die Provinzen der ausgerotteten Römer, ihrer gefährlichsten Feinde, her, um sich an ihnen für die lang erlittenen Beunruhigungen und Drangsale zu rächen, und ihrer Länder, die von Cultur und Luxus schimmerten, sich zu bemächtigen. Itzt erneuerten sich alle Scenen in Europa, die zu der Zeit in Asien vorfielen, als

durch die Macedonier und Griechen das ohnmächtige Reich der Perser zernichtet wurde; itzt brach über die Römer das nämliche Schicksal herein, womit sie vor ungefähr fünf Jahrhunderten die Macedonier und andere Völker heimgesucht hatten.

Die Germanen stürzten die eine Hälfte des getheilten Römerstaats gänzlich um, und schufen aus seinen Provinzen viele neue Reiche, sie vertheilten die eingenommenen Städte und Ländereien förmlich unter sich, und legten dadurch den Grund zu dem so genannten Feudalsystem, welches schon über tausend Jahre Europa und seine Völker gedrückt hat. Bei der Bildung der Reiche wurde von den Deutschen die Römische Verfassung, überhaupt alles Römische, was sie vorfanden, copiert, und sie romanisirten sich itzt freiwillig mehr und schneller, als vorher die Römer durch Plan und Zwang nimmermehr durchzusetzen vermocht haben würden. —

Dadurch bekam Europa vom Mittelmeer an bis fast zur Elbe hin ein ganz anders, und

vom vorigen sehr verschiedenes Ansehen, zumahl da bald unter den vorgedrungenen Nationen, die das Römerreich in's Grab legten, eine über die andern sich wegzuheben anfing. Dieß waren die Franken, die einer der größten und besten Provinzen des Römischen Reichs, oder Galliens, sich bemeistert hatten, und tapfer und ununterbrochen sich da behaupteten. Diese Franken, diese Deutschen Macedonier, unter welchen bald mehr, als ein Philipp und Alexander auftrat, betrugen sich, nachdem sie sich in Gallien eingenistet hatten, so übermüthig, als wenn sie von den sterbenden Römern ein Testament und Erbrecht überkommen hätten, in ihre Fußtapfen zu treten, und, wie sie, nach Willkühr Länder zu erobern, und Völker zu unterjochen; oder als wenn nunmehr die Reihe an ihr Gallien, als nächstes Nachbarland von Italien, gekommen wäre, die Rolle der alten Monarchien und Universalstaaten fort zu spielen, und auf Unkosten der ganzen Welt sich groß und mächtig zu machen. Wirklich brachten auch die Franken in einigen Jahrhunderten eine große und weitläuftige Monarchie, die erste occidentalische Uni-

versalmonarchie zu Stand, indem sie mehr als die Hälfte von Europa bezwangen, und das alte Schauspiel der Römer von neuen aufführten, und in weiter nördlich gelegenen Ländern bis jenseits der Elbe, wo die Römer vorher meist nur tragische Scenen der Welt gaben. —

Die neue große Fränkische Monarchie bildete sich größtentheils nach der Römischen, und nahm von dem besiegten Italien alles an, was es ihr darboth, obgleich auch viel Germanisches und von der alten Verfassung Herrührendes mit unterlief, wie dieß die Natur der Sache nichts anders mit sich brachte; denn nie kann ein Volk sich so cultiviren, oder regeniren, daß zu dem Neuen nichts Altes gemischt werden sollte. — Dieser Fränkische Staat ist das alte eherne Fundament von dem bis itzt bestandenen Zustand von Europa, ist die Hauptursache von seiner Verfassung und Staatenbepflanzung, von der monarchischen Form seiner Reiche, von ihrer innern Beschaffenheit, und von der darin eingeführten christlichen Religion. Als nämlich auch der Fränkischdeutsche

Staatscoloß zerfiel und getheilt wurde, da bildeten sich mehrere Reiche daraus, die sich bei ihrer Einrichtung überall durch die alte Verfassung der Franken bestimmen ließen, oder sie fortsetzten, und mit geringer Modification alles auf sich übertrugen, was sie konnten, und was den alten Sitten und Einrichtungen nicht gar zu viel Eintrag that. Wie konnten auch die neuern Europäerreiche als Theile der Fränkischen Monarchie der Carolinger anders seyn und werden, als das Ganze war? Da nun diese Reiche meist noch immer fortdauern, und in der Hauptsache das Alte geblieben sind; so läßt sich mit Recht sagen, daß die meisten Europäischen Völker in Staaten wohnen, die nach dem Römischfränkischen Originalreich copiert worden sind, und daß die Deutschen nebst andern Völkern noch immer die Römisch-Fränkisch-Gothische Form an sich tragen, so viel auch in unsern Zeiten davon abgerieben zu seyn scheint.

Die alten Franken sind also Schuld an der Lage und Beschaffenheit der Dinge und der Reiche in Europa, wie sie bisher bestanden ha-

ben, und zwar wegen eines doppelten Umstandes:

Einmahl, indem sie es den Römern in der Errichtung einer großen Monarchie gleich thaten, die hernach sich auflös'te, und dadurch, wie eben erinnert worden ist, zur Stiftung und Formung aller bis auf unsere Zeiten vorhandenen Staaten in Europa die Veranlassung wurde. Wären die Franken und ihre Könige, besonders die Usurpatoren seit Pipin, keine Eroberer geworden, hätten sie sich mit ihrem vortrefflichen Gallien, wie die andern Germanischen Völker mit ihren eingenommenen Römerprovinzen begnügt, hätten sie diese ihnen verwandte Völker nicht unterjocht und geschwächt, hätten sie ihre Staaten nicht vernichtet und an sich gerissen, und z. B. die Sachsen, die Thüringer, die Allemannen, die Bayern, die Burgunder und Friesen nicht unter ihre Herrschaft gebracht; so wäre unstreitig Europa und Germanien, nach der gänzlichen Zertrümmerung der einen Hälfte des Römerreichs und nach der großen Schwächung der andern Hälfte der Rö=

mischen Monarchie, wieder in's alte Geleis zurück gekehrt, und alles hätte sich darin wie von selbst auf die alte Form gelehnt, worin Europa vor den kriegssüchtigen Römern sich befand. Die Germanen, selbst in den Römischen Provinzen, hätten sich dann unvermerkt ihrem alten glücklichen Zustand angenähert, sie wären allmählig zu ihren vorigen Sitten und Gebräuchen, zu ihren einfachen Verfassungen und Einrichtungen zurück gegangen, und der alte Status hätte sich mechanisch wieder hervorgehoben, da das von den Römern Europa und seinen Völkern angebildete, oder flüchtig angeworfene Gepräge bald verblaßt und weggeschwunden wäre. — Schon lös'te sich das Lombardische Reich auf, und die alte Deutsche Verfassung nach Stämmen und Häuptern fing darin an, wieder vollkommen aufzuleben. Schon waren die Reiche der Ost- und Westgothen zertrümmert. Schon war das Vandalische Reich vernichtet, und selbst das Fränkische schmachtete unter den letzten Merovingern seiner Auflösung entgegen, indem die Herzöge und die Stammhäupter sich von der Krone immer unabhängiger mach-

ken, und ihre Verbindung mit dem Ganzen aufgaben. In Germanien waren die Friesen, die Sachsen, die Bayern, die Thüringer; wie im ganzen Norden von Europa alle Völkerstämme, die so genannten Nordmänner, und im Osten die Slavischen und Finnischen Nationen noch ganz in ihrer uralten, kunstlosen und unromanisirten Verfassung und Lage. Die Burgunder, die Allemanner und die Thüringer waren ebenfalls noch sehr wenig romanisirt und fränkisirt; in kurzen hätten sie das Fremde wieder abgeschüttelt, und alles wäre leicht geworden, wie vorher, wenn die ehrgeizigen, leidenschaftchen und strebsüchtigen Carolingischen Usurpatoren in dem sanft und seelig einschlummernden Reich der Franken ihr freches Haupt nicht hervorgestreckt, und der zurück schwankenden Ordnung der Dinge auf einmahl nicht eine andere Richtung gegeben hätten.

Das ohnmächtige halbe Römerreich in Griechenland und Kleinasien, oder zu Constantinopel konnte sich kaum gegen den starken Andrang des nahen Verderbens, das nach

der Völkerwanderung, die Perser, die Araber, die Avaren und andere Donauvölker unaufhörlich auf dasselbe loswälzten, behaupten, geschweige denn verhindern, daß die Völker Europens nicht zu ihrer alten Ruhe, Natur, Einfalt und ursprünglichen Verfassung überall zurück gewandelt wären. Alles schien sogar dazu beitragen zu wollen, Europa, zumahl Deutschland, Gallien und England in den vorigen beglückten Zustand zurück zu wiegen, und alle Stöhrungen und Risse, welche die Römer in die Europäische Naturwelt gewagt hatten, von neuen auszugleichen. Die Slaven drangen gewaltsam aus dem ganzen Osten von Europa hervor, nahmen die halbe Welt der südwärts gewichenen Germanen ein, und saßen itzt allenthalben mit dem unverdorbenen Gewand des Alterthums und der Natur. Ihr Beispiel und ihre große Ausbreitung würde den Germanischen Völkern den Rücktritt in's Vorige sehr erleichtert haben. — Allein der Gott der Erde wollte es anders haben! Durch seine Leitung der Dinge erhohlte sich eines von den gesunkenen Reichen, das Fränkische, sehr schnell, dadurch, daß ein kraftvolles Heldenge-

schlecht darin sich aufschwang, des umgebogenen Throns sich bemächtigte, ihn wieder befestigte, und zu Eroberungen und großen Unternehmungen eilte. Die Carolinger eroberten und unterjochten den allergrößten Theil von Italien, und nahmen itzt noch mehr, als es der Fall war, von der alten Römischen in Schutthaufen und Trümmern noch stark glimmenden Geistes- und Civilcultur in ihren Staat auf. Ihre Zielpuncte warfen sie sogar bis nach Constantinopel, und bis an die Enden des dasigen Oströmerreichs, um zum zweiten Mahl die Welt unter eine eiserne Universalmonarchie zu beugen, und wirkten zerstöhrend und modifizirend auf die Germanischen, und selbst Slavischen Nationen, die sich fast alle der Herrschaft der Franken, und damit zugleich ihrer Verfassung und Religion unterwerfen mußten. Die Deutschen, sämmtlich von den allherrschenden Franken in eine einzige politische und kirchliche Form gezwängt, wirkten nun noch stärker auf die Slaven, und machten es mit ihnen eben so, wie es die Römer, und noch mehr die Franken, mit ihnen gemacht hatten. Sie überwältigten die Slavischen Nationen, und drangen ihnen grausam

ihre Verfassung und Religion auf; so wie die Slaven hinwiederum sich das Nämliche gegen die Finnischen und andere im äußersten Norden und Osten von Europa vorhandene Nationen und Horden erlaubten. Auf solche Art mußte Europa nach und nach die ganze Form und Gestalt bekommen, die es bis auf die neuesten Zeiten gehabt hat, und noch hat, da jede Nation bei ihrer Cultivirung immer das meiste von der annimmt, mit welcher sie benachbart ist, und welche die meisten Einflüsse durch gewaltsame oder friedliche Mittel auf sie äußert. —

So wirkten denn die Römer auf die Germanen, besonders auf die Franken. Diese wirkten auf die andern Germanischen Völker, und diese wieder auf die Slavischen Stämme. So mußte ein und dasselbe Staatssystem mit wenigen Veränderungen in ganz Europa angepflanzt werden, weil die Nationen dieses Erdtheils seit der Völkerwanderung in eine allgemeine Reibung und Einwirkung auf einander gebracht wurden. So konnten die Normänner und die Dänen, die Ava-

ren mit den Ungern und Slaven durch ihre alles verheerenden und zerstöhrenden Einfälle in fast alle Länder des westlichen und südlichen Europa die Aupflanzung der Römischen Cultur nicht verhindern und aufhalten; denn sie sollte einmahl, auf mächtiges Geheiß des Weltschicksals, über ganz Europa von Land zu Land sich modifizirend verbreiten, und diesem Erdtheil vom Mittelmeer bis zum Eismeer einerlei Staats- und Religionsform aufprägen, damit dereinst, damit itzt und später alle Reiche in Europa eines bessern und höhern Religions- und Staatssystems empfänglich seyn möchten. —

Dieß alles aber, das Einwirken der Römer auf Europa, die Stiftung der Fränkischen Monarchie, und die durch sie ausgeführte Ueberwältigung des mächtigen Germaniens würde unserm Europa weder ganz die gegenwärtige Gestalt aufgedrückt, noch es darin ununterbrochen erhalten haben, wenn nicht

Zweitens, ein anderer sehr wichtiger Umstand, wenn nicht die christ-

liche Religion und ihre durchgängige Einführung in die Europäerwelt dazu gekommen wäre, und mächtig auf die beginnende allgemeine Verfassung von Europa gewirkt hätte. Schon Chlodowig, der erste eigentliche Frankenkönig in Gallien, sah sehr wohl ein, wie einst der verschlagene Constantin, was mit der christlichen Religion zu machen sey, und was er durch die Bekanntmachung derselben in seinem Reich gewinnen könne, indem er das den wilden Volksgeist Mildernde ihrer Lehren kennen, und die dem despotischen Herrscher vortheilhaften Wirkungen eines Glaubens, der die Sterblichen immer von der Erde ablenkt, und sie hoffend in den Himmel versetzt, gut berechnen mochte. Dergleichen Absichten, also lauter egoistische und politische, leiteten den genannten großen König der Franken, die christliche Religion anzunehmen; aber nicht den damahls weit und breit herrschenden Arianismus, der doch unter allen Germanischen Völkern so großen Beifall gefunden hatte, sondern den Katholicismus, oder das mystische Trinitätssystem, das zu Nicäa sanctionirt worden war. Chlo-

dowig setzte alle Mittel in Bewegung, um die Franken zur Annahme seiner Religion willig, und sie den Galliern auch in diesem Punct ähnlicher zu machen. Er steckte sich hinter die Priester, er half den Arianismus verdammen, und auf alle Art mit unterdrücken, welches ihm, wie sich leicht denken läßt, die rechtgläubigen Bischöfe alleuthalben zu großen Freunden machte. Chlodowig war der erste und einzige rechtgläubige König in dem damahls fast schon halb christlichen Europa, und dieß wollte er seyn, um sich dadurch das Gelingen seines Plans, Herr von ganz Gallien zu werden, zu sichern. Denn die Westgothen, die sich in einem beträchtlichen Theil von Gallien behaupteten, waren zwar, wie nunmehr die Franken, größtentheils katholisch; allein ihre Könige waren sehr eifrige Arianer, die alles um sich herum zu ihrer Parthei nöthigen wollten, und sich dadurch großen Haß zuzogen. Chlodowig, schlau und ränkevoll, wußte es daher bald so einzulenken, daß er als Beschützer des Rechtglaubens, und als großer Freund des katholischen Klerus, sich der von ihren ketzerischen und verdammten Für-

sten bedrückten Westgothischen Unterthanen annehmen, und dadurch die Besiegung seiner Nebenbuhler, und die Eroberung von fast ganz Gallien sich gar sehr erleichtern konnte. So sieht es mit der ersten größern Anpflanzung des ächtchristlichen Glaubens in Europa aus! So und durch solche Beweggründe wurden die Franken zu Christen gemacht, die Franken, die hernach die noch heidnischen Germanischen Nationen zum Christenthum bekehrten! —

Noch geschickter, als Chlodowig und Constantin, und mit sorgfältig studierter Politik wußte sich in der Folge das ehrgeizige Geschlecht Pipins hinter den Altar der christlichen Religion zu stecken, und aus den Bemühungen, sie durch gute und gewaltsame Mittel allgemein innerhalb und außerhalb der zusammen geraubten Monarchie einzuführen, die größten Vortheile zu schöpfen. Mit den angesehenen Bischöffen zu Rom lagen die Pipiner, oder Carolinger unter einer Decke, und sie brütheten mit einander über den schändlichsten Anschlägen, die sie mit dem Mantel der Religion, wie mit Nachtfinsterniß, verdeckten. Die Pi=

piner und Carolinger halfen die Römischen Bischöffe zu Päbsten machen, und die Päbste halfen die Majordomus, oder die Fränkischen Reichsverweser zu Königen der Franken machen. Die Päbste konnten diese neuen Könige wegen der Longobarden und der Oströmischen Exarchen nicht gut entbehren, und die aufsprossende Carolingische Dynastie in Frankreich konnte die Päbste nicht wohl entbehren. Die Päbste halfen den Pipinern die letzten Merovingischen Schattenkönige vollends aus dem Weg räumen, und diese schafften den Päbsten die um sich greifenden Longobarden vom Hals, indem sie große Heereszüge nach Italien unternahmen, und dieses Land sich größtentheils unterwürfig machen. —

Carl der Große wollte die christliche Religion in seiner ungeheuern Monarchie unerschütterlich fest gründen, und die vielen Völker derselben durch das starke Band einer gemeinschaftlichen Religion recht dauerhaft zusammen ketten, um so sich selbst und seinen Nachfolgern einen sichern Sitz auf dem Fränkischen Kaiserthron zu bereiten. Mit den

mächtigen Sachsen verkämpfte er deßwegen blutig und mühsam die Hälfte seiner Lebenszeit, und als er am Ende doch nicht ganz den Zweck der förmlichen Unterjochung erreichte; so bürdete er ihnen wenigstens die christliche Religion auf, um sie von Priestern, Mönchen und Bischöfen abhängig zu machen, die wieder von ihm und seinem Reich ganz und gar abhingen. Die Päbste, deren Ansehen, Einfluß und Sanctionirungskraft itzt mit jedem Tag wuchs, warfen beide Hände voll Beifall zu diesem maskirten Bekehrungseifer hin, und schickten enthusiastische Eiferer und ganze Schaaren von glühenden Heidentäufern nach Deutschland und in andere Länder von Europa, um ihrer geistlichen Himmelsmacht dadurch Zuwachs und mehr Allgemeinheit zu verschaffen. Bald spielten auch die Päbste eine beträchtliche Rolle, zumahl da sie durch die Karolinger Besitzer eines großen Stücks Landes in Mittelitalien, so wie Kirchenpatrone der ganzen Fränkischen Monarchie geworden waren. Seitdem bildete sich die ungeheuere Idee von einer kirchlichen und geistlichen Universalmonarchie zu Rom, die auch im Verlauf weniger Jahrhunderte zum

Verdruß der ganzen Christenheit, ja, zum Unglück der Menschheit realisirt wurde.

Dadurch also, daß die christliche Religion aus politischen und unedlen Absichten so eifrig, und meistentheils mit Gewalt, zuerst in der Fränkischen Monarchie, und dann auch in der Slavenwelt eingeführt wurde, dadurch, daß sich zu Rom ein hierarchisches Macht= und Schlüsselreich bildete, das nicht nur die Geistlichkeit in allen Ländern, sondern auch mittelst derselben nach und nach die weltliche Gewalt unter sich beugte, dadurch wurde die von den Römern und den Franken unserm Europa angeworfene Form nicht nur erst recht befestigt, sondern auch zur dauerhaften Erhaltung derselben bis auf unsere Zeiten alles mögliche beigetragen. — Der Fortbestand der jungen Reiche hing von der Religion, und von der Priestermacht ab; so wie die Fortdauer der eingenisteten Geistlichkeit von der Existenz der so beschaffenen Staaten und Staatsverfassungen, obgleich der Klerus, wie immer, von dergleichen gegenseitigen Verhältnissen sich nichts anmerken ließ. Nie würden die Päbste mit aller Anstrengung

die christliche Religion über die Germanische und Slavische Völkerwelt haben verbreiten können; zu geschweigen, daß sie das nicht geworden wären, was sie wurden, wenn nicht die Carolinger eine solche große Monarchie in Europa gestiftet, wenn sie nicht mit den Päbsten harmonirt, und die Anpflanzung der christlichen Religion unter den Völkern wenigstens, über die sie herrschten, und noch herrschen wollten, sich zum schärfsten Zielpunct genommen hätten. — Weltliche Macht ging allenthalben mit dem Schwerdt in der Faust voraus, und nöthigte die nördlichen und östlichen Völker von Europa zur Annahme einer neuen Religion und Ordnung der Dinge. Römisch-Fränkische Staaten und Staatsinstitute bedeckten erst die Länder Europa's, deren Beherrscher, als neue Tyrannen und Maschienen der Päbste und des Klerus alles mit Gewalt durchsetzten, die den Hierarchen zu Rom und deren ausgesandten Aposteln und Bekehrern ihre Wege und Unternehmungen auf alle Art erleichterten, und den Saamen des Christenthums unter ihre Unterthanen, wie unter die benachbarten heidnischen Nationen mit ausstreuen halfen. Oft, ja, gewöhnlich bestand

aber dieses ganze Geschäft der christlichen Religionsverbreitung blos darin, daß die Leute mit Wasser gesprengt, oder getauft, und mit neuen Kleidern versehen wurden, und wenn's hoch kam, so wurden noch einige Gebethe und Formeln den Heiden, die in Christen verwandelt werden sollten, angelernt. Doch dieß mußte wohl so geschehen, damit einst die wahre Religion Jesus auf das voraus gegangene christliche Hierarchiesystem desto besser und desto leichter gepflanzt und gegründet werden könnte! Denn eine moralische Religion läßt sich so wenig verbreiten und in die Staaten einführen, wie das Reich Gottes. Beides muß von sich selbst kommen, und beides kommt auch zu seiner Zeit, wenn genug vorausgegangen, und alles erfüllt seyn wird! — —

Das wahre Resultat von dieser Abhandlung ist demnach kein anderes, als dieses:

„Die ungerechte Usurpation der „Fränkischen Majordomus, und „die damit in Verbindung stehen„de Errichtung der Fränkischen

„Monarchie auf der einen Seite;
„so wie die aus guten Gründen
„der Politik in dieser Monarchie,
„und zum bessern Bestand dersel-
„ben eingeführte christliche Reli-
„gion, und die damit zusammen
„hängende Römisch päbstliche Hier-
„archie auf der andern Seite, sind
„und waren einzig und allein die
„Ursachen von der bisherigen, und
„noch größtentheils vorhandenen
„Gestalt und Verfassung, oder
„von der noch größtentheils vor-
„handenen Staats- und Cultur-
„form von Europa."

Wie merkwürdig und wunderbar! Die Altfranken halfen vor tausend Jahren die innere und äußere Constitution von Europa hauptsächlich bilden; und die Neufranken haben in unsern Zeiten die nämliche Verfassung von Europa zum Theil wieder zerstöhrt, indem sie die bisher bei ihnen bestehende Ordnung der Dinge, wie die von mehrern ihrer Nachbarländer vernichteten. Wie merkwürdig und wunder-

bar! Die Altfranken erschufen vor tausend Jahren die weltliche und geistliche Gewalt der Päbste; die Neufranken aber, ihre Nachkömmlinge, haben gegenwärtig das päbstliche Reich größtentheils zerstöhrt. Wie merkwürdig und wunderbar! Die Altfranken führten vor tausend Jahren das Römischmonarchische Staats- und Cultursystem in Europa ein, und die Neufranken, welche itzt, wie ihre Vorfahren, eine Hauptrolle in Europa spielen, versuchen, nach der Abschaffung jenes barbarischen Systems in ihren und andern Ländern, das Römischrepublicanische Staats- und Cultursystem über Europa herzuwerfen. Wer dringt in die Geheimnisse der Welt? Und wer lös't ihre Räthsel und Wunder?

Was die Resultate von der Revoluzion gewesen sind, welche die Carolinger in Verbindung mit den Päbsten angestiftet haben, dieß wissen wir aus der Geschichte; dieß zeigt einigermaßen die vorliegende Abhandlung über den Gang der Dinge in Europa. Was aber die Resultate von der Revoluzion seyn werden, welche die Franken in unsern Zeiten gewagt

und ausgeführt haben; dieß wissen wir noch nicht; dieß wird erst aus der Geschichte der Zukunft, aus der Geschichte der nächsten Jahrhunderte erhellen. Denn langsam reifen Revoluzionen; und langsam entwickeln sich ihre Folgen, die zu neuen Revoluzionen hinleiten.

So entstand Europas Gestalt und Verfassung, welche es bis auf die Französische Revoluzion gehabt hat, und zum Theil noch hat! Und so wird sich vielleicht eine bessere Ordnung der Dinge aus der großen Revoluzion unserer Tage allmählig bilden; wie sich aus der Revoluzion des achten Jahrhunderts langsam das bisherige Staats- und Cultursystem in Europa gebildet hat. Doch wer zu viel erwartet, der täuscht sich; denn in der Hauptsache bleibt immer das Alte, und nie geschieht etwas ganz Neues unter der Sonne. Wie ist dieß auch anders möglich? Sind und bleiben die Menschen und die Völker nicht immer das nämliche, was sie von jeher waren? Und hängt nicht alles in dieser Hinsicht von den Menschen ab? Kann demnach eine politische Revoluzion das Reich Gottes herbei bringen, wenn nicht eine

moralische Revoluzion hinzu kommt, d. h. wenn die Menschen ihren Sinn für Recht und Tugend nicht erneuern, und der Wahrheit und der Religion nicht mehr Einfluß auf ihr Leben und Handeln gestatten? Oder kann in der Welt etwas ohne seine Bedingungen und nothwendigen Ursachen geschehen?

Grundlegung zu einer Geschichte der Menschheit.

Wir haben noch keine Geschichte der Menschheit, noch keine Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts, und es ist auch lange noch nicht daran zu denken. Es fehlt uns noch, besonders in diesem Hauptpunct der Geschichte an hinlänglichen Aufschlüssen über das Erste in allen Dingen und Erscheinungen, es fehlen uns die Fundamente und die haltenden Principia, oder die natürlichen und wichtigen; die einfachen und nothwendig gewissen Ansichten von der Welt, und dem Menschengeschlecht, wie von den auf dasselbe zunächst Bezug habenden Dingen; es fehlen uns noch die rechten Stand=

puncte und Ideen, worauf und mittelst welcher die Reihe von Begebenheiten und Erscheinungen auf diesem Erdreich am besten überschaut werden kann; es fehlen uns noch die wahren Begriffe und Kenntnisse vom Menschen und seinem Standplatz im System der Wesen, von seiner Natur und von seiner Bestimmung für irdische und einzig gegebene Zwecke, die vielleicht immer realisirt worden sind, es noch werden, obgleich die Vornehmsten unter den Völkern, d. h. die Denker und die Weisen etwas anders realisirt wissen wollten, es noch wollen, und fast wollen müssen, und es immer bei der Fortdauer der bisherigen Verbindung der Dinge und Erscheinungen in der Welt wollen werden. — Noch gar vieles fehlt uns also, ehe wir eine Geschichte unsers Geschlechts, und gewisser zusammen hängender Erscheinungen bei demselben, welche man mit dem Namen Cultur zu bezeichnen pflegt, zu entwerfen im Stand seyn werden. Und was das allerschlimmste dabei ist — denn warum soll man's leugnen? — so ist vielleicht die Zeit für uns noch nicht gekommen, wo man eine Geschichte der Menschheit schreiben dürfte, wenn man

es auch wollte und könnte. Wer will sie schreiben? Und wer will sie geschrieben, als die wahre Geschichte der Menschheit anerkennen? Wer darf es? Wenn sie es nun nicht seyn sollte, und seyn dürfte! Da würde alles Sagen und Beweisen nichts helfen. Hier mischt sich der uralte Glaube der Erdenvölker in's Spiel, und dieser ist heilig, und so festgewurzelt, wie ein Alpengebirg. Wer will ihn antasten? Wer ihn überwältigen, und unter die Herrschaft der Vernunft demüthigen? —

Darf ich hier versuchen, einige neue Ideen und Ansichten über die Menschheit und ihre Culturgeschichte aufzustellen, um theils auf die Principe dieser Geschichte mehr aufmerksam zu machen, theils andern Veranlassung zu geben, über die folgenden Ideen weiter nachzudenken, und dadurch allmählig auf eine wahre Geschichte der Menschheit, oder der Völker und ihrer Cultur vorzubereiten?

Alles muß erst wieder g a n z g e m a c h t, oder synthesirt werden, was zertheilt und zerstückelt, was zerlegt und in eine Menge von

Fächern getragen worden ist. Einheit, Zusammenhang, Uebersicht des Ganzen, Auflösung des großen Mannichfaltigen der Welt in wenige einfache Hauptideen — dieß ist bei dem angegebenen Unternehmen das erste und wichtigste Erforderniß. Ein allgemeiner, ein durchdringender, ein alles umfassender Geistesblick, schwebend mit festen Schwingen der Phantasie über dem Erdball, über den Regionen der historischen Völkerwelt muß hier den ersten Aufschlag unternehmen, muß die Fundamente zur Menschheitsgeschichte für ewige Zeiten niederlegen. Die ganze Geschichte, die ganze Erdenwelt muß vor ihrem Erforscher aufgedeckt da liegen, wie ein buntes von der Sonne erleuchtetes Gefilde an schönen Sommermorgen vor dem hellen Aug' des einsamen Naturwandlers da liegt. Der Urheber der Geschichte der Menschheit muß einen Schauplatz, worauf wichtige und folgenreiche Begebenheiten sich eräugnet haben, nach dem andern betrachten, er muß den Geist und die Bedeutung aller großen Auftritte, Veränderungen und Revoluzionen ergründen, und Ideen und Resultate erschaffen, dadurch, daß er das Gemeinschaftliche, das Eins überall auf-

sucht; er muß noch einmahl, ja, öfters, alles überschauen, und dann die Geschichte der Menschen mit fester Hand zeichnen, oder ein historisches Gebilde von ihrer Lage und von ihrem Zustand, von ihrem Glauben und Wissen, und von ihrem Thun und Lassen, wie und wiefern dieß alles in den verschiedenen Zonen des Erdenrundes, wie und wiefern dieß alles in den verschiedenen Perioden der bekannten Geschichtszeit verschieden erscheint, mit erhabener Schrift darstellen. Allem liegt Einheit, liegt ein Geist zum Grund, wie dem menschlichen Körper eine Seele; und auf dieses Geistige und Einfache müssen alle Forschungen hingerichtet werden.

Es giebt nur eine Menschheit, nur ein Menschenganzes. Aber es giebt viele und mancherlei Theile desselben, oder Völker, die alle zusammen gehören, und ein liebliches, schönmannichfaltiges Ganzes darstellen, wovon ein Theil, als solcher, so gut ist, wie der andere, weil er in Beziehung auf alle, und alle in Beziehung auf ihn stehen, da er nur in, mit und durch alle vorhanden ist, und alle nur in, mit und durch ihn vorhanden sind.

Es giebt nur eine Erde. Aber es giebt viele und mancherlei Theile derselben, oder Länder, die alle erst die Erde ausmachen, und das herrlichste bunte Gemisch zu Tag legen. Ein Land ist, als solches, so gut wie das andere; denn das allerschlechteste — steht so gut im Zusammenhang, im nothwendigen, alles bindenden Verhältniß zum Ganzen, wie das allerbeste —; keines darf fehlen, und ohne jenes ist dieses nicht, und umgekehrt. —

Es giebt nur eine Zeit und nur eine Geschichte. Aber es giebt mehrere Theile oder Abschnitte, Perioden und Epochen, mehrere Vorstellungsarten und Ansichten von Zeit und Geschichte, wodurch erst das, was die Zeit und die Geschichte ausmacht, zu Stand kommt. Ein Theil der Zeit, und ein Abschnitt der Geschichte ist, als solcher, so gut, wie der andere; beide stehen zum Ganzen in der nämlichen Beziehung, wie alle, und beide sind so nothwendig und unentbehrlich zur Totalität, wie jeder andere. Die älteste, dunkelste und schlechteste Zeit — menschlicher Weise zu reden — ist so gut Zeit, als die neueste, bekannteste und

beste Zeit. Gegenwart und Jtztzeit, Vergangenheit und Alterthum, Zukunft und Folgezeit sind, als solche, einander gleich, oder von gleicher Güte und Beschaffenheit, weil sie Theile eines und desselben Ganzen sind, die sich alle wechselseitig auf einander beziehen.

Es giebt nur eine Cultur der Menschheit. Aber es giebt mehrere Culturzweige, oder mehrere Modificationen, Schattirungen und Gradhöhen in extensiver und intensiver Messung, mehrere Ansichten und Vorstellungsarten von dieser einzigen Cultur der Völker des Erdbodens. — Dieß bedarf folgender näherer Erläuterung:

Drei Culturzweige, den Indisch-Asiatischen, den Aegyptisch-Africanischen, und den Griechisch-Europäischen findet der Verfasser in der Geschichte. Der erste und älteste ist längst durch gewisse Ursachen, die zu seiner Zeit angegeben werden sollen, in Ansehung seines Wachsthums und seiner Fortbildung, seines extensiven und intensiven Herumwurzeln in's Stocken gerathen. Er

ist einem großen Eichenast ähnlich, welcher zu unterst am Stamm sich bildete, und bald seine Form und Stärke, seinen Umfang und Schatten erlangte; aber auch bald das wurde, was er ist, und war, und in Vergleichung mit dem Gipfel und den obern Aesten des Eichbaums nur sehr langsam fortwuchs. Der zweite und sonderbarste Culturzweig scheint ganz abgestorben zu seyn. Er gleicht der geheimnißvollen Mistel auf den Eichen, die, man weiß kaum, wie? entsteht, eine Zeitlang sich erhält, und schön und wunderbar aussieht; dann aber wieder verwelkt, und von ihrer geborgten Höhe herab fällt; wo nun wilde Zweige und Ranken sich dafür ansetzen. Wie die Mistelbäume auf hohen Eichengipfeln mit Verwunderung betrachtet werden; eben so werden die seltsamen Wirkungen und Producte der Aegyptischafricanischen Cultur von allen angestaunt, die sie sehen, und davon hören. — Der dritte, oder der jüngste und schönste Culturzweig hingegen ist noch in gutem Zustand, wenn man ihn mit den andern vergleicht. Zwar will er nicht höher, breiter und tiefer herum schlagen, aber er sieht doch noch ziemlich gut und frisch aus, und ist

voll Laubes und Geblätter, voll kleiner und großer Zweige, voll gerader und gebogener und sich durchkreuzender Aesteleien, so daß man sehr viel und lange zu schauen hat, ehe man einer völlige Uebersicht davon erhält. Es scheint sogar, wenn man nicht genau Achtung giebt, wenn man mit seiner Beschaffenheit im frühern Alter, wo er sich vortrefflich und schnell zu dem bildete, was er ist, und war, nicht recht bekannt ist, als wenn dieser Culturzweig noch wachse, zumahl in die Breite und Dicke, allein es scheint auch vielleicht nur so, denn Schärfersehende wollen keinen Wachsthum mehr daran wahrnehmen. Wer will's aber so genau wissen und entscheiden? Wer will diesen grossen Culturzweig mit seiner fast unübersehlichen Größe so ganz über= und durchblicken können, daß man Wachsthum, oder Stillstand, oder wohl gar Abnahme bestimmt zu behaupten im Stand wäre? Weg mit dem Zweifel an Fortgang, an Perfectibilität des Menschengeschlechts! Laßt uns wenigstens glauben, wenn wir's auch nicht einsehen können, daß die Menschheit und ihre Cultur und ihr Glück nie stillstehen, nicht zurück schwinden, sondern fort=

gehen und sich vermehren. Zweifel und Unglaube sind die gefährlichen Hebel, womit die Welt, nach des Archimedes Ausdruck, aus ihrem Geleis gewunden werden kann. —

Diese neue Vorstellung von den drei Culturzweigen der Völker- und Kunstwelt scheint aber durch das eben Gesagte noch wenig an Licht und Deutlichkeit gewonnen zu haben, es muß demnach itzt mehr und deutlicher davon gesprochen werden. In jedem Erdtheil hat sich eine eigene und besondere Cultur angesetzt, und einheimisch gemacht, die von der Cultur der andern Erdtheile durch charakteristische Merkmahle sich unterscheidet. Dieß bringt die Natur der Dinge nicht anders mit sich. Jeder Erdtheil ist in aller Hinsicht von den andern mehr oder weniger verschieden, und jeder Theil unsers Planeten trägt seine besondern Völker und Menschen. Da nun das, was Cultur heißt, von Menschen und Völkern ganz abhängig ist, diese aber nicht nur in jedem Erdtheil, sondern auch schon in jedem Land anders, als andere sind; so folgt nothwendig daraus, daß in Ansehung der Cultur und Kunst das Näm-

liche statt finden muß, was in Ansehung der Verschiedenheit der mancherlei Länder und Völker statt findet. — Wir machen vier Erdtheile, Europa, Asia, Africa und America, wozu manche noch einen fünften Erdtheil rechnen. In jedem dieser großen Erdstriche giebt es eine andere Cultur, eine andere Menschen- und Völkerwelt, giebt es andere Erscheinungen aller Art; und nie kann die Cultur eines Welttheils gerade so seyn, wie die eines andern. Der Europäer und das Europäische ist anders, als der Africaner und das Africanische, und dieser und dieses ist wieder anders, als der Americaner und des Americanische. Was vom Physischen eines Erdtheils und seiner Völker gilt, das gilt auch vom Geistigen und der Cultur. Daß dieß richtig sey, beweis't alle Erfahrung und Geschichte, und bedarf keiner weitern Beweisführung. Es fragt sich nunmehr:

Ob alle Cultur von einem einzigen Anfangspunct ausgegangen ist und seyn kann, oder nicht, d. h. von mehrern Puncten?

Dieß muß entschieden werden, und entschieden werden können, um folgende Fragen aufzulösen: Sind die mancherlei Culturzweige, die mancherlei Erscheinungen und Völkerzustände in den verschiedenen Theilen der Erde, nur Modificationen, und locale und temporelle Verschiedenheiten von etwas Einzigen dieser Art, wovon alles ausgegangen ist; oder sind es so viele Eigenthümlichkeiten, so viele ganz für sich bestehende, von einander unabhängige und erzeugte Dinge und Erscheinungsreihen, die da und so, wo und wie sie sich zeigen, auch ursprünglich veranlaßt worden sind? Einiges mag itzt zur Beantwortung dieses wichtigen Problems angeführt werden, obgleich die weitere Ausführung desselben in einer kleinen Abhandlung, wie dieser, nicht gegeben werden kann. Vielleicht ergreif' ich in Zukunft diesen Gegenstand von neuen, und schreibe über die Cultur der Menschheit.

Für die Europäische Cultur und Menschheitsgeschichte haben wir einen zuverläßigen, d. h. historisch gegründeten Anfangspunct, von dem sich ausgehen läßt, nämlich Griechen-

land und die Griechen. Von dem Griechischen Südosten Europa's gingen alle unsere Künste, Wissenschaften und Ideen aus, ging alle unsere Cultur mittelbar und unmittelbar aus; von daher kamen in unsern Horizont, kamen in den ganzen Westen, Norden und Osten von Europa alle die Erscheinungen, welche itzt und lange schon die Europäische Cultur ausgemacht haben. Wie diese Griechischeuropäische, oder Griechisch-Römisch-Europäische Cultur ursprünglich begann, durch welche Ursachen und Vermittelungen alles geschah, wann sie zuallererst aufging, warum sie so und nicht anders beschaffen ist, warum sie sich merklich von der Asiatischen und Africanischen unterscheidet, wie sie sich nach Italien und weiter West- und Nordwärts fortpflanzte, wie sie in die Römische Europäerwelt, wie sie zu uns, in das mittlere und nördliche Europa, gleich einer Gottheit fortwandelte, dieß alles läßt sich auffinden, und naturgemäß und historisch-factisch vorstellen.

In Asien glänzt schon im höchsten Alterthum, wo noch keine Geschichte den Weg in die

große Welt der unbekannten und barbarischen Völker uns öffnet, das Licht der Cultur, der Tag der Kunst und des städtischen Bürgerthums. Altes ehrwürdiges Geschrifft giebt unverwerfliches Zeugniß von der hohen und seit unfürdenklichen Jahrhunderten aufgegangenen Cultur Asiens, besonders Hinter- und Mittelasiens. Erhaben zeigt sich die Asiatische Kunst- und Staatsbildung im dunklen Alterthum, und die vielen Streifen und Zeichen, die von ihr zu fernen Nationen, wie Blitze, ausgingen, sind hinreichend, ihr Daseyn für gewiß und entschieden zu halten — Läßt sich für diese Asiatische Urcultur auch ein gemeinschaftlicher Entstehungsplatz, ein erstes Mutterland, ein erster Brenn- und Sammelpunct, wo sie erzeugt wurden, und wovon sie auswandelte, angeben, oder nicht? Diese Frage ist etwas schwerer, als jene: Wo hob sich die Europäische Cultur zuerst an? Europa ist uns Europäern gut bekannt; die Europäische Geschichte in älteren und neuern Zeiten ist uns nicht verborgen, und was das Glücklichste dabei ist; so haben die ersten cultivirten Völker Europa's, die Griechen und die Italiener, oder Römer

treffliche Nachrichten über ihre, folglich älteste Geschichte des cultivirten Europa und über ihren Zustand fast in allen Säculis, auch in den ersten ihres großen historischen Lebens auf die Nachwelt hinterbracht, welche außer mehrern Hülfsmitteln uns in den Stand setzen, die Europäische Cultur- und Menschheits-Geschichte zu entwerfen. Mit Asien ist dieß leider! der Fall nicht. Asien ist unendlich größer, als Europa. Es faßt eine große Menge von Völkern und Staaten in sich, welche durch die natürliche Beschaffenheit ihrer Länder, die durch Gebirge und Sandmeere an ihren Grenzen, eben so, und zum Theil noch mehr von andern Ländern und Völkern abgesondert sind, als wenn sie in verschiedenen Welttheilen sich befänden. Vorderasien, Mittelasien, Hinterasien — wie weit liegen sie von einander ab! Wie verschieden sind sie von einander! Asiens Völker- und Staatenwelt sieht so gemischt, so buntschäckig und wunderlich aus, daß man nur mit Mühe Zusammenhang und Einheit darin zu finden im Stand ist. In Asien giebt es alles, was sonst in den drei andern Erdtheilen zusammen genommen anzutreffen ist: alle Staatsverfassun-

gen, alle Culturgrade, alle Erscheinungen der Welt. Asiens Reiche, Völker, Städte, Sitten, Religionen, Künste, Wissenschaften, äußere und innere Einrichtungen der Reiche und der Regierungen, Lebensarten der Menschen, Sprachen, Leidenschaften, Zielpuncte im Großen und im Kleinen — alles ist vom Europäischen verschieden, d. h. anders modifizirt und schattirt. Asiens ältere Geschichte liegt in Dunkel und Finsterniß, steckt in räthselhaften Mythen, in mystischen Glaubensbüchern, in Fabeln und Phantasien, in astronomischen Hieroglyphen. Wer will sie entzaubern, entschleiern, und leserlich den Europäern vor die Augen halten? Nur ein paar Asiatische Völker haben mehr von ihrem Alterthum gerettet, als die andern; aber eine wahre, vollständige, kritisch geprüfte Geschichte, dergleichen etwa die Griechen und die Römer haben, sucht man allenthalben in Asien vergeblich, und nur in den zwei letzten Jahrtausenden ist uns der Weg zur Asiatischen Völkergeschichte recht geöffnet. Die Annalisten der Juden ersetzen uns den hier statt habenden Mangel keinesweges, indem sie auch keine Universalgeschichte schreiben wollten und

konnten, und das Gepräg der Gewißheit erst ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung annehmen. Die spätere Geschichte der Asiatischen Völker kann da nichts helfen, wo über den Urbeginn der Asiatischen Cultur und Kunst Forschungen angestellt werden sollen, zu geschweigen, daß ihre Bearbeitung noch gar sehr hintangesetzt ist, und es so lange seyn muß, bis neuer Eifer die historische classische Litteratur wieder herstellt.

Von Indien und Bactrien, von den Persischen Ländern, oder von den Reichen, die man zu allen Zeiten zwischen Indien, und den zwei großen Scheideflüssen, dem Tigris und Euphrat antrift, und die in den alten Zendschriften mit dem bedeutenden Namen Iran, im Gegensatz von Turan, belegt werden, kurz, von Indien am Ganges, und den südlich-mittelasiatischen Ländern, sollten wir eine gute zuverläßige Geschichte haben, dann wäre uns unstreitig geholfen, und helleres Licht würde sich über die Geschichte der Menschheit und ihrer Cultur verbreiten. Doch wer weiß, was noch geschieht. Die Aufklärungen, welche

wir itzt mittelst der sehr mächtigen Engländer in Ostindien von diesem merkwürdigen Land und seinen Völkern und ihrer Verfassung, von ihrer Geschichte und Cultur zu erhalten das Glück haben, lassen noch sehr viel und weit mehr, als bisher geschehen ist, erwarten. Durch die Kundschaften, welche wir mittelst Französischer Gelehrten, und mittelst Bearbeitungen und Berichtigungen ihrer Werke durch Deutsche Kenner des Orients und dessen Alterthums von den alten Persern, besonders von der Religion und der Culturbeschaffenheit in Iran überkommen haben, sind überaus schätzbar, und bringen uns in der wichtigen Kenntniß Asiens, des schönsten Theils des Weltcreises, immer weiter.

Mittelst dieser Aufklärungen des Asiatischen Alterthums und allen, was man sonst von der Geschichte Asiens weiß, läßt sich annehmen: daß Hinterasien oder Indien, das Land ist, von wo alle Asiatische Cultur ausging; so wie die Europäische von Griechenland. Von Bactrien, Iran und China kann die Cultur Asiens nicht ausgeflossen seyn, wie man

öfters annehmen wollte, sondern ist ja in Asien so etwas geschehen, dergleichen in Europa mit der Cultur geschehen ist, ist da, wie hier, alle Cultur von einem Mutterland ausgegangen; so ist dieß Indien, und kein anderes Land, wie zu seiner Zeit hinlänglich gezeigt werden wird. Nach China, Bactrien und dem alten Iran ist die Cultur auf verschiedenen Wegen allererst eingewandert, aber entstanden ist sie gewiß nicht in einem von diesen Ländern; denn dieß wäre wider die Natur und ihren Gang, dieß wäre wider alle ältere und neuere Geschichte, die wir von Asien besitzen, dieß wäre wider den Sinn aller Orientalischen Mythen, und wider alle Fragmente aus der Vorpersischen mittelasiatischen Geschichte. Doch dieß kann hier mehr voraus gesetzt, als erwiesen werden, ob wir gleich aus Nachrichten von Indien und den angrenzenden Ländern so viel deutlich wahrnehmen können, daß z. B. nach China die Cultur von Indien über Tibet eingedrungen ist — Man kann demnach im voraus, vermöge dieser und anderer noch zu beweisenden Annahmen, den zweiten Culturzweig, den Indischasiatischen nennen.

Alle Erscheinungen in Asien, besonders in Persien und Bactrien, das Räthselreich China, dieses Asiatische Aegypten, die Mythologien und Philosopheme mancher Asiatischen Völker, kurz, alles Asiatische läßt sich, wie künftig erhellen wird, aus dieser Behauptung am besten verstehen und erklären. Vom Aufgang der Sonne aus Asiens Osten leuchtete alle Cultur der Welt; aus Osten flammte das erhabene und himmlische Licht der Cultur und der Humanität über alle Zonen des Erdcreises. — Die Geschichts- und Gesetzesbücher der Hindu sind noch älter, als die Schriften des Medischen Zoroasters, als das Religions- und Gesetzbuch der Perser und der Meder, das bei ihnen dasselbe war, was die Mosaischen Schriften bei den Juden waren. Die zweite Sostra der Indischen Bibel muß wenigstens tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung ihre Entstehung und Einrichtung erhalten haben, und die darin befindlichen Gesetze und Verordnungen und moralischen Lehren deuten wieder auf so viel Alterthum und Cultur zurück, daß man recht gut ein paar tausend Jahre vorauszusetzen kann, eh' in Indien das

alles zu Stand kam, was wir bereits von drei tausend Jahren daselbst antreffen. Mit der Cultur und bürgerlichen Staatsbildung geht's sehr langsam, zumahl wenn ein Land sich selbst überlassen ist, und von allen seinen Nachbarn nichts lernen kann, wie dieß in Indien, und bei dem Beginn seiner Cultur nothwendig der Fall gewesen seyn muß. Dieß muß noch etwas mehr ins Licht gesetzt werden: Aus allem, was wir von Indien haben und wissen, z. B. aus der Sacontala, dem Surya Siddhanta, dem Ayeen Acberi u. s. f. erhellet es deutlich, nicht nur daß die Hindu ein Menschenstamm von einem hohen Alterthum sind, sondern auch daß sie sehr früh, und am frühesten unter allen Völkern Cultur gehabt haben. Das Surya Siddhanta, gleichsam ein Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie bei der Indern, kann nicht jünger seyn, als 2000 Jahr von unserer Zeitrechnung. Die Trigonometrischen Tafeln, die es enthält, setzen Anwendung geometrischer Schlüsse auf schwere astronomische und geographische Aufgaben zum voraus. Bei den Griechen ist der erste Anfang von Trigonometrie nicht älter, als 130

Jahr vor unserer Zeitrechnung vom Hipparch gemacht worden. Die Sternbilder auf der Sphäre sind aber über tausend Jahr älter. Ist bei den Indern der Gang der Wissenschaften, oder der Cultur dem in Griechenland ähnlich; so müssen sie sich damit wenigstens tausend Jahre vor dem Surya Siddhanta beschäftigt haben, und dieß macht zwei tausend Jahre vor unserer christlichen Zeitrechnung. Man kann aber noch viel weiter im Indischen Alterthum zurückgehen, z. B. bis zu dem berühmten Caly Yug, oder der Aere Caly Yug, die 3102 vor unserer Zeitrechnung anhebt, und den Punct, die Epoche bestimmt, wo die Gründe der Astronomie im Osten gelehrt, und die Beobachtungen angestellt waren, auf welchen die Tafeln der Brahminen beruhen. — In der Sacontala sind die Charaktere und die Sitten der Handelnden vortrefflich, zu geschweigen, daß auch noch viele Kunst = Natur = und geographischen Kenntnisse darin gefunden werden, die viele Cultur verrathen. Für die alte Cultur und Litteratur der Hindu ist überhaupt die Sacontala wichtig, und man sieht unter andern daraus, daß Indien die beste Moral im

ganzen Orient besitzt, welcher Umstand mit zu den Beweisen gehört, daß in Indien zur ganzen Orientalischen oder vielmehr Asiatischen Cultur die Bahn gebrochen worden ist. Was den Ayeen Acberi betrift; so liegen darin noch mehrere und stärkere Beweise von dem höchsten Alterthum und der damit zusammen hängenden Cultur der Inder. So stößt man darin z. B. auf eine, man kann fast sagen, kritische Geschichte von Kashmir, die fünfthalb tausend Jahre rückwärts geht, und zwar als eine einfache Chronik, ohne alle Beimischung und poetische Verzierung. Welche Erscheinung, eine richtige, zusammen hängende Geschichte von fast 5000 Jahren! Wie sehr ist es demnach zu wünschen, daß der durch mehrere Zeitumstände und Ursachen in Europa einmahl angefachte Sinn für die Orientalische, besonders für die Hinduer-Litteratur immer sich verstärke, und die großen Schätze für Geschichte und Wissenschaft, die ohne Zweifel noch in Orient verborgen liegen, nach und nach ans Tageslicht gezogen werden! — —

Ueber zwei tausend Jahre brauchten die nördlichen Europäischen Völker zur Er-

langung ihrer gegenwärtigen wissenschaftlichen und bürgerlichen Cultur; aber dabei hatten sie Odin und Asiater, dabei hatten sie Römer und Griechen, und späterhin Moses und die Propheten, wie die Religion Jesus und seiner Apostel zu Lehrern und Anleitern! —

Es ist recht sehr zu bedauern, daß der große Engländer, Sir William Jones, dieser vortreffliche Kenner des Indischen Alterthums, allen Asiatischen Forschungen, wie es scheint, aus Politik, eine falsche und verkehrte Richtung gegeben hat, indem er die Bibel der Juden in Vorderasien, als das älteste Religions- und Gesetzbuch ansah, und sie in der Theologie und Mythologie der Hinduvölker wieder finden wollte, oder wieder gefunden zu haben sich einbildete. Dadurch muß alles hypothetisch und problematisch werden, weil man mit der Brille des Judenthums an diese Forschungen geht, und Dinge und Ideen in den alten Indischen Geistesschätzen aufgrübelt, die so wenig natürlicher Weise darin stehen, als in der berühmten Edda die Nicänische

Dreieinigkeitslehre. Und doch hat Jemand das christliche Trinitätssystem in der alten Edda der Nordeuropäischen Völker gefunden! Uebrigens hat Jones durch glückliche Entdeckungen und Aufschlüsse über die Geheimnisse und Verblümtheiten der Hindugeschichte, wie über die Cultur der Religion, über die Kenntnisse und Institute der Völker am Ganges und Indus die Aufmerksamkeit, ja, selbst Wißbegierde unter den Europäern, und sogar unter den Indern ziemlich rege gemacht, und man hat alle Ursache von Calcotta und Benares, noch wichtige Offenbahrungen über das bisher verschleierte Indien zu erhalten. Möchte es doch bald geschehen, und möchte der in allen Theilen der Erde fortwüthende Französische Revoluzionskrieg einmahl sein Ende erreichen, damit wir in den Stand gesetzt würden, das Unbekannte und Dunkle in unserer Welt vollends zu durchdringen, und den grossen Gang des Menschengeschlechts auf dem Triumphweg der Cultur und der Kunst mit historischer Gewißheit zu zeichnen! Mischen sich dereinst die Kenntnisse und Ideen der Europäer mit denen der Hindu's, oder dringt unsere

Europäische Cultur entweder über's Meer, oder durch das ungeheuere, Europa und Asia zusammen kettende Rußland, besser und weiter in den Orient; so kann durch diese Vermischung der Europäischen und Asiatischen Cultur die größte Revoluzion im menschlichen Wissen und Denken bewirkt werden, die alles übertrift, was bisher in der Art unter uns und im altem Griechenland und Italien vorgefallen ist. Unsere Cultur kann aber auch zum Glück keinen andern progressiven Gang nehmen, als den durch Europa's Norden nach Asiens Osten, nach Indien und Persien, von wo alle Cultur auf unserm Erdplaneten ausgestrahlt ist, wie alles Licht an jedem der Tage von der am östlichen Himmel aufflammenden Sonne. Möchte doch bald das höchst ehrwürdige Indien, das Mutterland aller Cultur, das Paradies der Welt, von fremden Nationen besser und sanfter, als bisher, behandelt und europäisirt werden! Dann wird neue und höhere Cultur da empor glimmen, und der Geist Asiens und der Geist Europens zum Heil der Menschheit in Eins zusammen schmelzen. Dann geht von Indien eine erhabenere und vollkommnere Weltcultur

aus, wie einst von Griechenland die Griechische. Dann erringen nach und nach die Erdenvölker durch höhere Cultur einen höhern Grad von Glückseligkeit und Lebensgenuß. —

Noch ist der Aegyptischafricanische Culturzweig übrig. Denn auch in Africa giebt's Cultur, aber weit mehr im Alterthum, als gegenwärtig, wo Despotismus und religiöser Fanatismus alles verderbt haben. Africa und seine Völker können nicht viel seyn und werden, wenn sie gleich wollten. Der heiße, feuerschwangere Himmel drükt sie zu stark, und lähmt ihre Kraft und Energie viel zu sehr, als daß jemahls Emporstreben zu höherer Cultur und erhabenen Systemen der Kunst und Wissenschaft, wie z. B. in Europa, bei ihnen zu allgemeiner Anregung kommen sollte. Nur die Nilländer auf der Ostseite von Africa, so wie der größte Theil seiner Nordküsten am Mittelmeer machen davon eine schöne Ausnahme. In diesen Theilen von Africa, besonders in Aegypten und Aethiopien, gab es auch immer im ganzen Alterthum Cultur, und selbst hohe Cultur, die entweder aus Hinter- und

Mittelasien über Syrien und Phönizien, oder über Arabien dahin gebracht, oder ursprünglich daselbst entstanden und gebildet worden ist, wie die Asiatische in Indien, welches zu seiner Zeit weiter aufgeklärt werden soll. — Hier längs den Ufern des wohlthätigsten aller Ströhme auf der Welt, des Nils, hier in dem großen herrlichen und fruchtbaren Nilthal, mußte frühzeitig Cultur, oder Kunst und Wissenschaft entstehen; dieß lag, so zu sagen, in der Natur des Landes. Und wenn keine Geschichte von Aegyptens Cultur ein Wort sagte; so könnte man doch mit aller Gewißheit behaupten, daß zu irgend einer Zeit Cultur in den Nilländern vorhanden gewesen seyn müsse. Unverwerfliche Zeugnisse der Geschichte, unzerstöhrliche Werke erhabener Kunst verkündigen uns jedoch deutlich und laut das Daseyn der Aegyptischen Cultur, und lassen uns ihre Beschaffenheit und Gradhöhe errathen. Aegypten ist das Land voll Wunder und unverständlicher Hieroglyphen, seine Cultur ist sonderbar und einzig in ihrer Art, gleichwie die erste Entstehung derselben ebenfalls mit Wundern verhüllt ist. Doch scheint in den höhern Gegenden des

Nils, oder in Aethiopien die Africanische Cultur zu allererst sich angesetzt, und von da nach Aegypten herunter, und allmählig bis zum Mittelmeer sich hingezogen zu haben. In Niederägypten ist sie, allem Anschein nach, nicht zuerst entstanden, wie man öfters vermuthet und angenommen hat; dieß ist so wenig der Fall, als die Asiatische Cultur ihren Beginn in Persien und Bactrien, und nicht vielmehr in Indien gehabt haben sollte. In jenen Ländern, weiter am Nil hinauf, die überaus angenehm und fruchtbar sind, in Oberägypten und Meroe mußten Menschen und Völkerstämme sich sammlen, und feste Sitze und ordentliche Staaten sich errichten; da mußten gar bald Handel und Verkehr gedeihen, da mußten Göttercultus, Künste und andere Culturerscheinungen aufgehen; da mußten Oerter und Städte vor den Ueberschwemmungen des Nils gesichert, und ihm und seinem gränzverwirrenden Schlamm die unkenntlich gemachten Felder und Fluren wieder abgenommen werden; da mußten endlich ungeheuere Anstalten aller Art getroffen werden, um den Nil und seine austretenden Fluthen theils allenthalben herum

zu leiten, theils in die Gewalt zu bekommen, und möglichst gut zu benutzen, weil davon Aegyptens Wohl und die Erhaltung seiner Bewohner abhing. Durch diese und andere Umstände wurde wirklich die Aegyptischafricanische Cultur erzeugt, die sich aber nicht weit in ihrem Erdtheil verbreitete, und es auch nicht konnte. Doch drang sie tief, in Aethiopien oder Abessinien ein, und nordwärts bis an die Syrten, und ungeheuern Sandwüsten Libiens, wo ihr die Natur selbst Grenzen setzte. Denn wo keine niedere oder physische Cultur ansetzen kann, da ist auch keine höhere geistige Cultur möglich. —

An Africas Nordküsten wurde eine andere Cultur angepflanzt, die kaufmännische Phönizische, die sich hier in Carthago zu einem überaus hohen Grad ausbildete, und selbst die Tyrisch-Sidonische an Umfang und Kunstmäßigkeit noch übertraf, welches wieder in der Natur der Sache und in der Bestimmung Carthago's und Phöniziens seinen Grund hat. In Cyrene hingegen wurde die Griechisch-Europäische Cultur an-

gepflanzt, so wie die in Aegypten zur Zeit der Griechisch-Macedonischen Weltherrschaft von neuem wieder auflebende und schöner werdende Aegyptische Cultur gleichfalls ein Werk des Auslandes, eine Folge von der Aegypten eingeimpften Griechischen Cultur war; daher verfiel sie auch schnell wieder, als die Griechische Herrschaft in Aegypten durch die Römer zerstöhrt wurde. Die Römer, diese stolzen Weltbezwinger warfen ihre Cultur Africa, besonders der Nordküste dieses Erdtheils an, sie modifizirten die Aegyptische, Cyrenaische und Carthaginensische Cultur beträchtlich und glücklich, und brachten einen großen Theil von Africa zum ersten Mahl in eine ruhige und gleichmäßige Lage, die eben nicht unangenehm und drückend war, und fast ein halbes Jahrtausend nach einander fort währte, als die Vandalen, die Araber und zum Theil auch die alten wilden Atlasvölker diese Africanische Cultur größtentheils wieder zu Grund richteten.

Der Forscher in der Geschichte und dem Gang der Cultur des Menschengeschlechts hat es hier nicht so wohl mit der spätern Africani=

schen Cultur, die durch Griechen und Römer eingetragen wurde, zu thun, auch nicht so wohl mit der Phönizisch = Carthaginensischen, als vielmehr mit der uralten Aegyptischen Cultur, oder mit der Cultur der Nilländer. Ueber diese Cultur sind neue Aufschlüsse zu ertheilen, und besonders ihre Anfänge aufzuhellen; dabei müssen die Gründe von ihrer Originalität und merklichen Verschiedenheit von der Asiatischen und Europäischen Cultur natürlich und befriedigend angegeben werden. Dieß muß geschehen, und es soll auch anderswo versucht werden. Die Sache ist weit weniger schwierig, weit weniger wunderbar, als man gewöhnlich denkt. Die ganze Aegyptische Cultur läßt sich mit allen ihren auffallenden Erscheinungen, von den Hieroglyphen an bis zu den Obelisken und Pyramiden und deren Zwecken recht gut und ohne alle Hypothesen erklären, zumahl da es uns auch an Nachrichten und historischen Kundschaften über Aegyptiens Alterthum nicht ganz fehlt.

Vor allen Dingen muß aber nunmehr nicht blos der Ursprung, oder die Art und Weise der Entstehung einer jeden von den drei geschil=

derten Culturen zu Tag gelegt, sondern es müssen vornehmlich folgende Probleme umständlich gelößt werden:

„Machen diese verschiedenen Culturzweige nur eine einzige Cultur „aus? Hängen sie unter einander „und mit einander zusammen? wie „die drei Erdtheile, worin sie vorkommen? Hat eine die andere veranlaßt, und erzeugt? Welches ist „die älteste, die Muttercultur? Oder „sind es so viele von einander ganz „verschiedene Culturen, die zufällig „in der Folge der Zeit sich einander „berührt und modifizirt haben? Ist „jede in dem Welttheil, wo sie erscheint, einheimisch? Ist jede von „sich selbst und unabhängig von der „andern, und blos durch Vermittlung der Natur, und der Menschen „und Völker, oder durch ihr besonderes Getriebe in jedem Welttheil „von und für sich selbst entstanden?

Die kurze Dauer der sogenannten goldenen Zeitalter und blühenden Perioden der Völker.

So dauerte z. B. die blühende und glückliche Periode des *Jüdischen Staats*, wie wir aus der Bibel wissen, nur etwa *sechzig Jahre lang*, unter den zwei Königen, *David* und *Salomo*.

Nach der goldenen Periode, die eine Nation gehabt hat, und die gewöhnlich durch gute und große Regenten bewirkt wird, entwirft sie sich

das Ideal von einer glücklichen, oder goldenen Zeit; so wie die Regenten, oder der Fürst, unter welchem die glückliche Periode eines Staats vorhanden gewesen ist, gewöhnlich zum Muster, und Ideal eines glücklichen und großen Kriegs angenommen, und in der ganzen folgenden Dauer des Staats, zumahl wenn unglückliche Ereignisse sich häufen, von neuem zur Erlösung des Volks in die Wirklichkeit gewünscht wird. Möchte Joseph der Zweite wieder kommen! hörte man in Oesterreich seufzen. Möchte Friedrich der Große wieder auferstehen! hörte man unter der Regierung seines Nachfolgers fast allenthalben in Preußen wünschen. Möchte ein neuer Heinrich der Vierte kommen! hörte man immer in Frankreich. Eben so machten es die Juden. Weil sie die Zeiten Davids und Salomos für die glücklichsten, wie diese zwei Könige selbst für die besten hielten, und leider! dafür halten mußten; so gab beides, diese Zeiten und diese Könige, den Jüdischen Dichtern und Propheten die Stoffe zu ermunternden Idealen, zu tröstenden Gemählden einer glück-

lichen Zukunft. So und dadurch entstanden die Schilderungen, oder Weissagungen in den großen und kleinen Propheten des alten Testaments von einem Messias und von Messianischen Zeiten, d. h. von einem großen König, dem David und Salomo ähnlich, der durch seine Macht und Weisheit der bedrängten Nation zu neuer Ruhe und Sicherheit, zu neuem Glanz und Ansehen verhelfen wird. Dieß ist der einzige Ursprung der Idee von einem Jüdischen Messias, der zu so vielen Ungereimtheiten Anlaß gegeben hat. Aber eben dieser Ursprung der Idee von einem Jüdischen Messias zeigt zugleich, daß sie mehr eine politische, als eine religiöse Idee ist. — Jede Nation hat ihren Messias, und ihre Messianischen Zeiten, d. h. einen großen und glücklichen König, unter dessen Scepter die Nation vorzüglich ruhig und im Wohlstand lebte. Jede Nation wünscht einen solchen König und eine solche Zeit zurück, und entwirft im voraus die Ideen und Gebilde davon; folglich hat immer jede Nation einen Messias mit seinen Zeiten in der Vergangenheit, und einen Messias mit dem goldenen Zeitalter

in der Zukunft, der und das aber durch die Phantasie zu einem Ideal verschönert wird, dem die eintretende Wirklichkeit nicht entspricht; und auch nicht entsprechen kann. —

So dauerte die blühende Periode der Persischen Monarchie kaum hundert Jahre, nämlich von ihrem großen Stifter, Cyrrs, an, bis auf den Autaxerxes Longimanus; oder noch kürzer, von Cyrus bis Xerxes, dem Nachfolger des Darius Hystaspes. — Wer aber die Kriege und die Unternehmungen des Cyrus und des Cambyses kennt, wer die nach dem Tod des Letztern von den Magiern, die sich noch nicht an die Persische Oberherrschaft gewöhnen, und lieber die Meder wieder zum Herrschervolk erheben wollten, angezettelte Revoluzion kennt, der wird sich leicht vorstellen können, mit wie wenigem Recht dieser Zeitraum in der Persischen Geschichte den Namen des glücklichen und blühenden verdient. Und doch verdient er's in Absicht auf die folgende weit schlimmere Verfallsperiode des Perserreichs. — Eben so, wie

diese glückliche Periode der Perser, sehen die goldenen Zeitalter bei andern Völkern aus; eben so sieht auch das Jüdische unter David und Salomo aus. Es ist nur die Periode, wo ein Reich in äußerm Glanz und Ansehen steht, und wo es seine Rolle zum Nachtheil der Feinde spielt, wodurch freilich auch der Zustand des Volks in jeder Hinsicht gewinnt, und erträglicher und besser, als vorher und nachher wird. —

So dauerte die blühende Periode des Lydischen Reichs in Kleinasien noch kürzer, nur funfzig Jahre, unter den beiden Fürsten, Alyattes dem Zweiten, und Crösus. Und eben so ist unter dieser goldenen Periode der Lyder nichts anders zu verstehen, als die Zeit, da sie ein eroberndes, herrschendes und mächtiges Volk waren, und alle Vortheile genossen, die gewöhnlich damit verbunden sind.

Die goldene Zeit der Griechen, besonders in Hinsicht auf Künste und Wissenschaften, fing gegen die Zeiten des Königs Philipp in Ma-

cedonien an, und währte nur etwa zwei Menschenalter, unter diesem Philipp, und seinem Sohn, Alexander dem Großen. Oder will man die bürgerliche Freiheit zur Bestimmung der glücklichen Periode bei den Griechen gebrauchen; so kann man sie von dem großen Sieg bei Platäa anrechnen, bis etwa gegen das Jahr 430 vor unserer Zeitrechnung, wo aber nicht mehr, als zwei Menschenalter heraus kommen. So kurzdauernd sind die guten und erträglichen Zeiten in dem langen Leben der Völker und der Staaten! Und so geringhaltig sind diese glücklichen Perioden, daß man nicht recht weiß, ob man die Periode, wo eine Nation glückliche Kriege führte, dazu rechnen soll; oder die Periode, wo sie glücklich gegen Barbarei und Aberglauben kämpfte, und einige Kunst- und Wissenschaftscultur unter sich anfachte! —

Die beste Periode bei den Römern war wohl die, als sie sich durch unzählige Kriege und Schlachten zu Herren von Italien aufgekämpft hatten, bis dahin, wo sie anfingen,

ihre fürchterlichen Schwerdter gegen einander selbst zu schwingen, d. h. bis auf den großen Auftritt der zwei Grarchen, deren patriotische Unternehmungen als die Einleitung und das Vorspiel von allen in der Römischen Republik erfolgten Revoluzionen, Triumviraten und innern Bürgerkriegen angesehen werden müssen. Dieser schönste Zeitraum in der Römerwelt beträgt aber doch nicht mehr, als ungefähr siebzig Jahre, von 264 an bis 130 vor unserer christlichen Zeitrechnung.

Welche Periode! muß der Kenner der Römischen Geschichte ausrufen. Ist dieß das goldene Säculum der Römer, weil es das schrecklichste und gräßlichste Schauspiel enthält, das je auf dem allgemeinen Völkertheater gegeben worden ist, und wovon zwei neuere Völker in Europa, die Franzosen und Engländer, itzt, oder in der Folge, das Nachspiel zur Erläuterung des Originals zu geben drohen? Zwei große und mächtige Völker, die Römer und die Carthaginenser, jene unbezwinglich zu Land, diese furchtbar zur See, zwei

Völker, die bisher alles überwältigt, und ihre Macht und Herrschaft unaufhaltsam nach allen Seiten hin erweitert hatten, stießen in Unteritalien und Sicilien endlich zusammen, indem beide gleich heftig die Hände nach dem Besitz Siciliens ausstreckten, und weder die Römer, noch die Carthaginenser um keinen Preis es fahren lassen wollten, weil das Volk, das sich Siciliens ganz ermächtigte, sogleich die Ueberlegenheit über das andere erhalten mußte. Es kam deshalb zum Krieg, zum ersten Krieg zwischen Rom und Carthago. Da wurde Carthago zu seinem größten Erstaunen das erste Mahl zur See besiegt, da ward es von den Römern, die bisher von Flotten und Seeschlachten nichts wußten, aufs schrecklichste zur See gedemüthigt; ganze Flotten von mehrern hundert Schiffen wurden wechselseitig ruinirt, und die gräßlichsten Scenen eines großen Seekriegs als neue Erscheinungen in der Welt gesehen. Dieser wüthende Kampf auf Tod und Leben, auf Untergang und völliges Verderben dauerte vier und zwanzig Jahre nach einander fort, bis beide Völker müde und erschöpft einen

Frieden oder Waffenstillstand unterzeichneten. — Es kam zum zweiten, ganz beispiellosen Krieg zwischen Rom und Carthago, der siebzehn Jahre erschrecklicher und verzweifelter, als der erste, fortgeführt wurde, und der unstreitig der größte Landkrieg ist, von welchem die Annalen der Welt Nachricht ertheilen. Rom und Carthago brachten sich darin abwechselnd durch alle erdenkliche Mittel bis an den Rand des gänzlichen Untergangs; große Länder wurden schnell erobert, und geschwind wieder verlohren; in den fürchterlichsten Schlachten fielen die tapfersten Krieger zu vielen Tausenden; Blut floß stromweise, und alles Genie und alle Weisheit nahm die traurige Richtung auf Verderbensplane und überraschende ungeheuere Wagstücke. Carthago sank, und mußte Waffenstillstand erflehen. — Es kam zum dritten Krieg zwischen Rom und Carthago. Verzweiflungsvoll wehrte sich Carthago, auf seine Hauptstadt eingeschränkt, und wirkte in der Wuth gegen das übermüthige Rom, das schlechterdings Carthago und seinen Namen vertilgen wollte, ein unglaubliches Wunderwerk nach

dem andern. Endlich fiel Carthago, das stolze und große Carthago, zum Schrecken der ganzen Welt, und gerieth in Flammen; Tausende stürzten sich drein, Tausende mordeten die Sieger zu Boden, Tausende erwürgten sich selbst, und der kleine Rest aller Carthaginenser ergab sich auf Gnade und Ungnade an die Römer. Das wilde Feuer in Carthago wühlte immer weiter, und braunte siebzehn Tage und siebzehn Nächte ununterbrochen, bis die Höllengluth über lauter Trümmern und Steinbergen düster verlosch, und das nie vorgekommene Trauerspiel mit gräßlichen Verwünschungen von Seiten der gefühllosen Römer wider jeden, der von diesen Trümmern einen Stein zum Wiederaufbau eines Hauses anzurühren wagen würde, mit allgemeiner Verstummung sich endigte. So siegte Rom über das reiche und stolze Carthago! So wurde die größte und furchtbarste Seemacht von einem Volk ohne Flotte überwältigt, und zuletzt völlig in Staub und Asche gelegt! Wehe dem neuen Carthagervolk, daß es auf seine unermeßliche Seemacht trotzt; denn was geschehen ist, wird wieder geschehen! —

So sieht es in der besten Periode des Römischen Reichs aus! Dieß Schauspiel erfüllt die glückliche Zeit der Römer! Und doch ist und bleibt es dessen ungeachtet die erträglichste und ausgezeichnetste Periode in der Römergeschichte; denn in allen andern Säculis der Römer weiß man vor lauter Kriegen und Gräuelscenen, vor lauter Weltverwüstungen und Bürgermassacren weder aus noch ein, und man stößt auf das schauerliche Gebilde der Hölle und der Teufel in der Wirklichkeit. —

Nicht viel anders sieht es in den blühenden Perioden der neuern Europäischen und anderer Völker aus; denn die meisten derselben haben in dem letzten Jahrtausend auch ihre glücklichen und blühenden Perioden gehabt, wie die Staaten des Alterthums.

Zuerst haben sich in Europa die Italiänischen Freistaaten, nachdem die Franken und Deutschen ihre Rollen gespielt hatten. Allein die glücklichen und blühenden Perioden der kleinen Republiken Pisa, Florenz,

Genua, Venedig dauerten auch nicht länger, als die goldenen Zeiten der alten Völker. Durch siegreiche Kriege und Wettkämpfe mit feindseligen Nebenbuhlern hervor gebracht, bestanden sie in weiter nichts, als daß ein Staat während seines Triumphs über die andern sich mit den großen Vortheilen des Seehandels reichlich segnen, und seine Macht und seinen Reichthum dadurch sehr vermehren konnte.

Während der Revoluzion, die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch die Entdeckung der neuen Welt eingeleitet wurde, sanken die Italiänischen Republiken, und die Portugiesen und die Spanier feierten neben einander ihr goldenes Säculum; doch jene mehr in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und diese mehr in der zweiten Hälfte desselben. Nach zwei bis drei Menschenaltern wich aber die Herrlichkeit wieder von den Portugiesen und Spaniern; denn ein kleines Volk, die Holländer, rebellirten gegen das fast allmächtige Spanien, und brachten es, und Portugall zugleich um die

wichtigsten Zweige und Vortheile der Seehandlung. Im siebzehnten Jahrhundert blüheten die Holländer, und sie triumphirten stolz auf allen Meeren mit ihren Flotten; ihr Land war das allgemeine Magazin von Europa, und ihr Haag der Mittelpunct aller wichtigen Weltgeschäfte, und großen Kriegs = und Friedensunterhandlungen in Europa. Endlich kämpfte sich England empor, und über alle andere seehandelnde Nationen hinweg. Seit der letztern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts spielte es seine Rolle, und feierte seine glückliche Periode, d. h. es genoß und genießt alle Vortheile der großen Seehandlung und der Uebermacht, wie vor ihm die Spanier, Holländer und andere Nationen. Allein Englands goldenes Zeitalter dauert nicht länger, als das aller andern Völker, nämlich höchstens drei Menschenalter. Schon nähert es sich seinem Ende, und zwei große Republiken, Frankreich und Nordamerika, suchen und werden es um seine Macht und Herrlichkeit bringen. Frankreich wird im neuen Jahrhundert sein Haupt trotzig erheben, und das Schau=

spiel der alten Römerrepublik erneuern, es wird seine goldene Periode haben, sie aber auch nach zwei bis drei Menschenaltern wieder verschwinden sehen, und in neuen Revoluzionen sich schwächen und zerrütten. Schon ist dieß Schicksal Frankreichs in einer alten astrologischen Schrift vom Jahr 1595 geweissagt, deren prophetischer Verfasser offenbahrt: „Frankreich werde sich 1800, nach gefährlichen Krisen, bis zum höchsten Grad des Ruhms aufschwingen, und zwei Menschenalter hindurch, oder bis gegen das Jahr 1860 sich in seinem Ansehen und Glanz behaupten." —

Schmerzhafte Empfindungen erregt es, wenn man die Jahrbücher der Europäer und anderer Völker mit Aufmerksamkeit durchgeht, und nur hier und dort auf kurze Perioden stößt, wo ein wenig Glück und Ruhe, ein wenig Lebensgenuß und Zufriedenheit für die Menschen möglich war; dagegen aber unaufhörlich Kriege mit Kriegen, Plagen mit Plagen, Bedrückungen mit Bedrückungen, Ungerechtigkeiten mit

Ungerechtigkeiten abwechseln findet. Die Geschichte der Völker ist die traurige Erzählung ihres Unglücks und Elends, ist die traurige Darstellung der Mißhandluugen, die Menschen von Menschen, die Völkern von Völkern wiederfahren sind. Das meiste, was geschehen ist, scheint, nach menschlichen Einsichten und Ideen, gerade so geschehen zu seyn, wie es nicht geschehen sollte, und wie es mit unserer Moral am wenigsten übereinstimmig seyn konnte. — Eben so scheint es von weitem, als wenn es in Arabien und Indien, in China und Japan, hier und da in Africa, und auf einigen Inseln der Südsee in Ansehung der Menschen und ihres Erdenlebens besser aussähe, als bei uns und bei andern Völkern, wo wahrlich! des Glücks und des leichten Lebensgenusses zu wenig angetroffen wird. Wenn jene Länder mit ihren Völkern wirklich glücklicher, als wir, seyn sollten; so scheint der Grund davon darin zu liegen, weil sie sich mehr, als wir, auf sich selbst, auf ihr Land und dessen Producte und Fabricate einschränken, weil sie sich von den Abgöttern der Kunst und des Luxus weniger,

als wir, verführen lassen, weil sie mehr, als wir, in der Nähe der einfachen Natur sich halten, und auf solche Art immer in einem gleichförmigen und erträglichen Zustand sich befinden. Doch die Europäer, die seehandelnden Europäischen Völker sorgen schon dafür, daß in jenen Südländern des Glücks und der Ruhe nicht zu viel wird, indem sie die Indianer und andere Völker durch ihre Habsucht und Eroberungswuth, durch ihre Tyrannei und Kriegesgräuel unaufhörlich beunruhigen und quälen, und dadurch den beneideten Zustand der Südvölker mit dem unserigen ziemlich in Harmonie bringen. —

Man leugnet, daß es jemahls ein goldenes Zeitalter in der Welt gegeben habe, und es muß eines gegeben haben; denn das ganze Alterthum hört nimmer auf, von einem solchen glücklichen Weltalter der Menschen zu reden und zu dichten. Wann muß doch diese goldene Zeit, dieses Leben der Menschen in Paradiesen, Statt gefunden haben? Damahls, als die Länder der Erde noch nicht so aussahen,

wie gegenwärtig, und es noch keine solche künstliche Staaten- und Kirchengebäude gab, wie gegenwärtig; als Luxus und Mode, Cabale und Afterpolitik mit einem Heer von Lastern und Leidenschaften noch nicht aus der Hölle auf die Erde gezogen waren, um, wie gegenwärtig, und schon lange, alles zu verheeren und verderben. Damahls, als die Menschen mehr in einzelnen Familien und kleinen Horden lebten, und sich noch mehr von den Winken der Natur leiten ließen; als sie nichts weiter bedurften, als was sie selbst hatten, und in der Nähe fanden; als sie mit ihren Heerden unter freiem Himmel herum weideten, ihre Fluren bauten, und ruhig die Früchte ihrer Hände genossen, ohne mehr, als willkührliche Geschenke und freudige Opfer für die Götter davon abzugeben. Damahls, als die Länder noch nicht zu sehr mit Menschen angefüllt waren, und es noch nicht so viel bestimmtes Eigenthum in der Welt gab; als noch keine adelichen Kasten und keine Kriegsheere Statt fanden, und noch keine Eroberer und Tyrannen unter den Menschen wütheten; als der allgemeine Naturglaube

in Hinsicht auf Götter und Himmel noch herrschte, und keine positiven Religionen mit Intoleranz und Verdammniß eingeführt waren —— Damahls muß die Menschheit auf unserm ganzen Planeten ihr goldenes Zeitalter gehabt haben, wenn möglicher Weise jemahls ein Paradiesleben Statt gefunden haben soll. Doch es muß ein glückliches Zeitalter der Menschen da gewesen seyn; denn dieß liegt in der Natur der Sache, und in dem einmahligen Beginn der Menschheit und aller Cultur; so wie auch die heilige Schrift und alle ehrwürdige Bücher der verschiedenen Erdenvölker von einem Paradies und einem glücklichen Naturzustand der Menschen auf der jungen Erde himmlisches und unverwerfliches Zeugniß geben. —

Aber so gewiß es ein Paradies, eine goldene Periode für das gesammte Menschengeschlecht gegeben hat; eben so gewiß wird die Menschheit in ferner Zukunft in ein neues Paradies, in eine neue goldene Periode eintreten, und im Schoos der einfachen Natur ihr Triumphsfest über alle Kunst und Cultur harmo-

nisch feiern. Alle heilige Bücher der Erdenvölker sind voll von Gemählden einer glücklichen Zukunft, und von einem englischen Leben im Himmel, wo Friede und Ruhe, wo Recht und Gerechtigkeit, wo Liebe und Freundschaft einander begegnen, und wo alle nur das wollen und thun, was die Natur und Gott will. Diese Gemählde von künftiger Glückseligkeit scheinen auf die Wiederherstellung des alten verlohrnen Paradieses hin zu deuten, und nichts weiter anzukündigen, als daß einst wieder Ruhe und Friede auf der Welt werden, und die Menschheit, zu einem Brudergeschlecht vereinigt, zur kunstlosen Natur zurück kehren soll. — Wann wird aber möglicher Weise dieser goldene Zeitpunct in der Welt seinen Anfang nehmen können? Dann, wenn unsere Staaten ganz einfache Institute geworden sind, und aus Menschen bestehen, die sich durch ein paar Vernunftgesetze regieren lassen. Wenn unsere

Wissenschaften und Erfahrungen in ein paar Resultate zusammen geschmolzen, und unsere Künste wieder zur Natur und zum Naturgenuß verwandelt seyn werden; wenn alles Theoretische praktisch, und alles Praktische einfach und natürlich geworden ist. Dann, wenn die Elemente besiegt, und die Gesetze der äußern Natur erforscht seyn werden; wenn Menschen den Menschen von außen erkennen, und Unrecht und Laster keine Vortheile mehr bringen werden. Dann, wenn die allgemeine Weltsprache der Sympathie die Oberhand gewinnen, und nur ein Glaube und eine Sitte unter allen Erdenvölkern herrschend werden wird. Wenn der Luxus gemordet, und aller Handel und Verkehr überflüßig geworden ist; wenn Länder und Völker nichts als ihre Naturproducte besitzen, und Kriege und Eroberungen weder zu Macht noch zu Reichthum mehr führen. Dann, wenn die Unterschiede unter den Menschen hin-

weg gefallen seyn, und alle Erdenbürger unter dem Gesetz der Natur und der allgemeinen Vernunft stehen werden. Wenn der Frevler, wie Kain, vor sich selbst flieht, und die Leidenschaft ohne Nahrung sogleich verlischt. Wenn jeder Gott durch die sichtbare Natur verehrt, und die Tugend und das Verdienst mit dem letzten Laster sich endigt. — — Dann, wenn diese Erscheinungen in der Welt allgemein beginnen, dann wird das verschlossene Paradies von neuem geöffnet, und die Menschheit in dem allgemeinen Tempel der Natur ihr Erlösungsfeste, ihre goldene Jubelperiode freudig begehen, die alle Menschheitsalter, oder alle Tausendjahrzeiten eines Menschenalters nur einmahl erfüllt wird. —

Dieses allgemeine goldene Zeitalter des Menschengeschlechts, das jedes Mahl den Anfang und das Ende, der großen Culturperiode

enthält, darf aber nicht mit den kleinen, kurzdauernden Glücksperioden verwechselt werden, die in der Dauer jedes einzelnen Volks gewöhnlich zweimahl vorkommen, und die blos aus den Jahren bestehen, wo ein Volk durch Cultur und Macht sich auszeichnet. Warum diese goldenen Perioden der Staaten immer nur so kurz dauern, dieß soll in der Folge mit hinreichenden Gründen erörtert werden. Denn so hieroglyphisch diese Erscheinung auch aussieht, so giebt es doch natürliche Ursachen, die sie entziffern.

Bayerische Staatsbibliothek München

Obermeie
Bucheinbande nach RAL RG 4
Neufahrnerstr 8 - Tel 08 781/5
8303 Rottenburg/

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob,

Ideen zur Geschichte des großen Ganges der Cultur und der Menschheit in der Welt

Zwickau 1803

H.g.hum. 444 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10446593-2